DAN SHOCKER's

# Macabros



Nr. 27

DM 1.20

Österr. S. 8. Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr. 2.50 incl. moms
Italien L 350. Spanien Pts 38
Printed in Germany

# TOTENBARKE nach XANTILON




**Nr. 27**

# Totenbarke nach Xantilon

**(Xantilon-Zyklus Teil 2)**

Fred Reedstone war dreiundzwanzig, als es ihn erwischte. Er gehörte zu jenen Jugendlichen, die ihren Wagen auch fuhren, wenn sie ein paar zuviel getrunken haften und dann stolz darauf waren, daß die Polizei sie nicht erwischte.

Im Falle Reedstone aber war kein Auto mit im Spiel, sondern eine schwere Honda.

Von einer Nachtbar nach Hause fahrend, kam Reedstone auf regennasser Straße ins Schleudern und krachte gegen einen Laternenpfahl. Das Mädchen auf dem Sozius, achtzehn Jahre jung, war auf der Stelle tot.

Reedstone brach sich den Schädel und wurde in bedenklichem Zustand in ein Unfallkrankenhaus gebracht.

Schwere Zeiten folgten, mehrere Operationen in einer Spezialklinik schlossen sich an.

Niemand glaubte daran, daß Fred Reedstone noch mal davonkam. Als er nach vier Wochen noch immer in tiefer Bewußtlosigkeit lag, zweifelten auch die größten Optimisten an seinem Aufkommen. Und diejenigen, die annahmen, daß Reedstone es mit seiner Bärennatur eventuell doch schaffte, waren überzeugt, daß Reedstone dann verrückt oder körperlich ein Krüppel sein würde.

Niemand hatte recht!

Dr. Samuel Warlock, ein weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannter Gehirnchirurg, schaffte nach der fünften Operation das schier Unmögliche: Fred Reedstone kam wieder zu sich. Sein Hirn arbeitete normal, es hatte keine Schäden davongetragen. Nach weiteren drei Monaten war der junge Mann so weit wieder hergestellt, daß er entlassen werden konnte. Zu diesem Zeitpunkt schon war zwischen dem jungen Patienten, der dem Tod ein Schnippchen geschlagen hatte, und dem großartigen Chirurgen eine Verbindung gewachsen, die man fast freundschaftlich nennen konnte. Warlock zeigte außerordentliches Interesse an Reedstones Schicksal. Wahrscheinlich hing das damit zusammen, daß Reedstone einen wirklichen Sonderfall darstellte. Ein Mensch, der solche Verletzungen davontrug, konnte eigentlich nicht mehr leben.

Als Fred Reedstone entlassen wurde, ließ Warlock ihn extra noch mal auf sein Zimmer kommen, um sich persönlich von dem Patienten zu verabschieden. Er gab ihm gute Ratschläge, und es schien, daß die auch auf fruchtbaren Boden fielen. Reedstone war reifer geworden und nicht mehr so ein Dickschädel. Er sah die Dinge und das Leben in einem anderen Licht.

»… ich habe eine Bitte an Sie, Fred.« Warlock hatte sich angewöhnt, Reedstone mit dem Vornamen anzureden. »Ich möchte Sie gerne noch ein bißchen beobachten – allerdings nur, wenn es Ihnen recht ist. Ich möchte sehen, wie das weitergeht mit Ihnen. Es ist alles

so gut geworden, daß ich es selbst kaum fassen kann. Diesen Erfolg möchte ich Ihnen – und nicht zuletzt mir – erhalten!«

Bei diesen Worten fuhr Samuel Warlock sich durch das schüttere Haar, das nur noch in einem schmalen Kranz, der rund um den Kopf lief, dichter wuchs. »Wenn Sie mal Sorgen haben sollten oder sich bei Ihnen gesundheitlich eine Änderung ergibt, Fred: lassen Sie es mich wissen. Ich bin immer für Sie da und stehe Ihnen mit Rat und Tat zur Seite…«

»Danke, Doktor!« Fred Reedstone drückte die dargebotene Rechte. »Ich werde daran denken.«

Es gab nicht viele Menschen, zu denen Reedstone soviel Zutrauen hatte, und er war froh, daß es überhaupt jemand gab, der sich für ihn interessierte und sich so für ihn eingesetzt hatte. »Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, Doc. Man verdankt einem Fremden nicht jeden Tag sein Leben. Ich werde nie vergessen, was Sie für mich getan haben. Auch ich würde mich freuen, wenn wir uns mal wiedersähen. Das klingt jetzt aus meinem Mund banal, aber ich möchte Sie gern mal zu einem Drink einladen. Aber das wir uns aus beruflichen Gründen noch mal wiedersehen, das hoffe ich doch nicht…«

Er irrte.

Vier Monate später war es so weit. Ende November, an einem trüben Tag, an dem sich Schnee ankündigte, läutete es in Samuel Warlocks Privatwohnung.

Das Hausmädchen des Chirurgen, das um diese Zeit noch anwesend war, meldete sich.

»Ja, bitte? Wer ist da?« fragte sie in die Sprechanlage.

»Fred Reedstone. Ich möchte gern zu Doktor Warlock.«

Sie sagte Bescheid. Warlock gab die Erlaubnis, den Besucher einzulassen.

Als er Reedstone gegenüberstand, erschrak er. Die Augen des jungen Mannes waren eingefallen, sein Gesicht war grau, und er machte einen übernervösen, wenn auch gefaßten Eindruck.

»Ich muß Sie unbedingt sprechen, Doc«, kam es tonlos über Reedstones Lippen. »Es ist wichtig! Unter vier Augen!«

Warlock bat Reedstone in sein Arbeitszimmer, bot seinem Besucher einen Platz an und setzte sich ihm gegenüber.

»Wo drückt der Schuh, Fred?«

»Etwas geht mit mir vor, Doc«, begann Fred Reedstone. »Ich bin nicht mehr so wie früher.«

»Wie meinen Sie das?«

»Daß ich anders bin, daß mein Gehirn – anders reagiert! – Ich möchte es Ihnen genau erzählen. Eines will ich gleich vorausschicken, Doc: ich spinne nicht… Ich habe nicht getrunken und keine Droge genommen. Ich bin normal wie jeder andere auch – und doch bin ich

anders. Ich empfange Botschaften.«

»Botschaften, Fred? Woher?«

Reedstone atmete tief durch. Je länger er Warlock gegenübersaß, desto ruhiger wurde er. Seine Stimme gewann an Festigkeit.

»Ich kann es Ihnen genau sagen: Botschaften aus einer anderen Zeit. Ich sehe Bilder, höre Stimmen – und begreife alles. Ich kann Ihnen von Menschen erzählen, Ihnen Namen nennen, die existieren, die jetzt leben und atmen – und doch in einer anderen Zeit zu Hause sind.«

»Ich begreife Sie nicht, Fred.«

»Ich begreife es selbst nicht, Doc. Aber ich weiß, daß ich mich nicht irre, und daß ich nicht träume.«

»Was für Menschen sind das? Was für Bilder sehen Sie?«

»Einer nennt sich Björn Hellmark. Er ist mit einem Zeitschiff in die Vergangenheit geschleust worden. Dieser Mann stammt aus unserem Jahrhundert, lebt jetzt im Jahr 1974 – und ist doch nirgends aufzufinden, weil er mehr als vierzehntausend Jahre überbrückt hat.«

Warlock blieb ruhig. Er sagte nichts und ließ Reedstone sprechen.

»Anfangs war ich erschrocken, als die ersten Bilder kamen.«

»Die – gleichen?« fragte der Arzt.

»Nein! Es sind immer andere. Ich sehe die Dinge wie in einem Film, der abläuft, in dem die Handlung ständig vorantreibt. Ich weiß von Arson, dem Mann mit der Silberhaut. Er kommt aus der Zukunft, Doc. Er lenkt das Zeitschiff. In der Zukunft hat man die Tachyonen, die in unserer Zeit vermutet wurden, tatsächlich entdeckt. Die UFO-Sichtungen in früheren Zeiten – das waren keine militärischen Geheimwaffen irgendwelcher irdischer Mächte, das waren keine Besucher aus dem Weltall – das sind wir selbst. Die Menschheit selbst hat das Geheimnis der Zeit enträtselt, und der alte utopische Traum von den Reisen durch die Zeit ist Wahrheit geworden wie das Unterseeboot, die Beherrschung der Atomkraft oder der Mondflug Wirklichkeit geworden sind. Doc!«

Die Art und Weise, wie er sprach, zeigte dem Zuhörer, daß Reedstone einen gewaltigen Sprung in seiner Entwicklung gemacht hatte und sich mit Dingen befaßte, an die er früher offenbar nicht mal im Traum gedacht hatte. Auch die Worte, die er wählte, alles zeigte Reedstone in bestem Licht.

Was er sagte, klang absurd. Aber wie er es sagte, das klang glaubwürdig.

»Da sind Kima, der Mann aus Xantilon, den sie kennengelernt haben, ein Inder und ein kleiner, etwa vierzehnjähriger Junge, die an der Reise teilnehmen. Und da gibt es auch noch Amina und Taaro. Namen, die Ihnen nichts bedeuten, mit denen ich aber sehr viel anzufangen weiß.«

»Was sind das für Menschen, Fred?«

»Menschen, die das Schicksal bunt zusammengewürfelt hat. Menschen, die Leid und Unglück erleben, an deren Schicksal ich teilhabe, an dem ich doch nichts ändern kann.«

Reedstones Stimme klang ruhig und ganz normal.

»Wann hat es angefangen?«

Reedstone zuckte zusammen. »Warum sagen Sie ›es‹, Doc? Ich bin nicht verrückt. Ich weiß genau, was ich sage, auch wenn Ihnen das noch so irrsinnig vorkommt. Es mag schwer sein für Sie, mich anzuhören. Aber Sie sind der einzige Mensch, zu dem ich Vertrauen habe, dem ich diese Dinge mitteilen kann, der mich – vielleicht – versteht. Und der mir vielleicht auch helfen kann. Es muß mit der Operation zusammenhängen, mit meinem Gehirn, Doc. Was haben Sie damit gemacht?«

»Ich habe operiert und getan, was getan werden mußte. Ich könnte Ihnen das eine oder andere erklären, wenn Sie das gerne möchten, aber es würde zu weit führen. Sie müßten die medizinische Vorbildung mitbringen. Dennoch könnten wir es versuchen. Aber erst zu Ihrer Geschichte, Fred! Die interessiert mich! Was hören Sie? Was sehen Sie? Und wann hat es angefangen – darauf haben Sie mir immer noch keine Antwort gegeben.«

»Vor drei Wochen hatte ich die ersten Visionen. Jedenfalls bezeichnete ich sie so. Dann merkte ich, daß ich miterlebte, daß es Wirklichkeit war, daß ich in eine andere Zeit hineinsehen konnte, um es mal so auszudrücken. Am Anfang war ich erschrocken. Aber dann sagte ich mir, daß ich das nicht brauchte, und seltsamerweise machte ich mir von da an keine Sorgen mehr. Ich nahm es einfach hin, wie man es hinnimmt, daß man atmet, daß man sieht, hört und fühlt.«

»Aber jetzt kommen Sie trotzdem zu mir?«

»Ja. Aus einem besonderen Grund. Ich brauche Ihren Rat. Was ich sehe und höre, ist eine Botschaft. Wenn es möglich ist, Bilder und Geräusche aus der Vergangenheit zu empfangen, muß es doch auch möglich sein, welche nach ›drüben‹ zu schicken!«

»Und warum wollen Sie das, Fred?« Warlocks Stimme klang gleichmäßig ruhig, obwohl dies das seltsamste Gespräch war, daß er je geführt hatte.

»Um vielleicht eine Hilfe zu schicken, einen Gedanken, einen Hinweis zu geben.«

»Ich komme nicht mit. Erzählen Sie mir alles der Reihe nach!«

Fred Reedstone lehnte sich zurück. »Die Bilder kommen nicht immer, und sie treten vor allen Dingen auch nicht zu bestimmten Zeiten auf. Manchmal sind sie in der Nacht da, manchmal am Tag. Es genügt, wenn ich die Augen schließe. Dann ist mir, als ob ich von einem gigantischen Sog gepackt und in eine unendliche Tiefe gezerrt

würde. Ich sehe die Menschen in ihren Handlungen und erkenne die fremdartig bizarre Landschaft, in der sich Geister und Dämonen verbergen und darauf lauern, diesen Menschen den Garaus zu machen.«

Er schloß die Augen.

Dr. Samuel Warlocks Lippen bildeten einen schmalen Strich in seinem glattrasierten, geröteten Gesicht. »Was sehen Sie, Fred? Sehen Sie – jetzt auch etwas?«

Reedstone schluckte. Feiner Schweiß bildete sich auf seiner Stirn. »Ja«, murmelte er. »Ja, da ist wieder etwas. Eine karge Landschaft, ein düsterer Himmel. Es ist eine Zeit, die noch vor der Urzeit unserer Erde liegt. Ich erkenne zwei Menschen. Eine Frau, einen Mann – nein, es sind drei Menschen. Ein kleiner Junge läuft zwischen den großblättrigen Büschen und hat einen Lockenkopf. Das ist Taaro. Mein Blick geht in die Vergangenheit, Doc. Ich will Ihnen erzählen, was geschehen ist – und Sie sollen mit an dem teilhaben, was diese Menschen erleben, was sie denken, fühlen und leiden, woran sie glauben – und vor allen Dingen, was sie erleben. Es ist wie ein Abenteuer, ein großartiges, faszinierendes Abenteuer, das Sie miterleben können, weil ich Ihren Blick durch das Fenster einer unvorstellbaren Welt lenke, Doc…«

*

Tage der Finsternis lagen hinter ihnen… Tage der Finsternis vor ihnen. Sie konnte sich schon nicht mehr erinnern, wie ein Sonnentag aussah. Hier, in dieser Welt der Vergangenheit, in einem versunkenen Sagenreich, wo sich eine neue Apokalypse ankündigte, schien die Sonne nicht mehr. Menschen, die mit den Mächten der Finsternis, dem Horrorreich der Geister und Dämonen, einen Pakt abgeschlossen hatten, waren dafür verantwortlich zu machen, daß sich Dinge ereigneten, die menschliches Leben und menschlichen Lebensraum vernichteten.

Amina konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Die schöne junge Frau mit der hellbronzefarbenen Haut vermochte schon nicht mehr zu sagen, wie lange sie unterwegs waren. Sie klagte nicht. Das war noch das wenigste, was sie ertragen mußte.

Schreckliches lag hinter ihr. Sie und ihr kleiner Sohn waren von Dämonen entführt worden. Taaro, fünf Jahre alt, lief an ihrer Seite, nachdem sie ihn wieder einige Kilometer weit getragen hatte. Es war erstaunlich, daß der Junge diese Strapazen durchhielt.

Ihr Leben bestand aus Furcht und Flucht.

Nach ihrer Ankunft in der Vergangenheit, in die sie von den übermächtigen Dämonen gestoßen wurden, war es ihnen dennoch

gelungen, dem weiteren Zugriff der Geister zu entkommen. Gute Menschen hatten sich ihrer und Taaro angenommen, und sie hatten Unterkunft bei Warnak, dem Kräuterzüchter gefunden.

Doch nur kurze Zeit war ihnen dort Geborgenheit und Ruhe vergönnt.

Warnak, der wie ein Prophet die Zeichen der Zeit zu lesen verstand, ging ihr mit kraftvollen Schritten voraus. Dieser alte Mann mit dem glutroten Gewand beschwerte sich nicht und zeigte keine Zeichen der Schwäche, obwohl auch gerade er viel durchgemacht hatte.

Finstere Dämonen machten ihren Unterschlupf im Haus des Kräuterzüchters ausfindig. Warnak handelte schnell und entschlossen. Ehe die feindlichen Kräfte in das Haus einfielen, traten sie die Flucht an. Seither hielten sie sich in Freiheit und im Freien auf.

Sie nächtigten unter freiem Himmel, im Schutz riesiger Bäume, im Schatten der Ruinen fremder Burgen und Schlösser, deren Herren tot, vertrieben oder geflüchtet waren. Schwarze Priester und dämonengewordene Menschen, finstere Magier, die das Gebot der Stunde nutzten und ihre Kräfte ausbauten, hatten hier ihre Hände im schmutzigen Spiel.

Amina kannte die Geschichte. Sie kam aus einer anderen Zeit der gleichen Welt. Arson, ihr Mann, der sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Werk der Dämonen in Raum und Zeit zu erforschen und durchsichtig zu machen, um einem geheimnisvollen Kämpfer gegen die Kräfte der Finsternis und der Magie für seine ungeheuer schwierige Aufgabe in der Gegenwart Hilfe und Unterstützung zukommen zu lassen, hatte sie in alles eingeweiht.

Die schlanke Frau mit dem rötlich schimmernden Haar und den großen grünen Augen konnte sich kaum noch auf den Beinen halten.

Das halbdurchsichtige Gewand verdeckte kaum noch ihre weiblichen Formen, ihre zarte Haut. In Fetzen hing der weiche Stoff an ihrem Körper.

Der Junge sah nicht besser aus. Das einstmals weiße, rockartige Gewand hing zerschlissen an ihm und wurde nur noch von einem braunen, schillernden Ledergürtel gehalten.

Man sah ihnen allen die Entbehrungen und Strapazen an.

Niemand sagte ein Wort. Totenstille einer fremden, sich verändernden Welt hüllte sie ein.

Der steppenartige Boden unter ihren Füßen war hart. Große und kleine Steine von den nahen, bizarren Felsen lagen herum. Vor ihnen breitete sich eine finstere Schlucht aus. Leise säuselte der Wind und schien mit jedem Schritt, den sie der Schlucht näherkamen, stärker zu werden.

Warnak blieb plötzlich stehen. Er wartete, bis Amina und Taaro

auf seiner Höhe ankamen. Er ging ihnen stets vier, fünf Schritte voraus. Amina ließ sich sofort auf dem Boden nieder. Weiches Moos wuchs wie ein Polster am Rand des Pfades, den sie gekommen waren.

Sie befanden sich auf einer kleinen Anhöhe. Vor ihnen breitete sich eine seltsame Landschaft aus, die sie nur schemenhaft wahrnehmen konnten.

Vor dem Eingang der Schlucht, der noch einige hundert Meter weiter nördlich lag, standen kleine verkrüppelte Bäume. Niedriges, breitblättriges Gras wuchs zwischen kahlem, nacktem Gestein. Nur wenige Schritte unterhalb der Anhöhe lagen die bleichenden Knochen irgendwelcher Kreaturen, die hier aus unbekanntem Grund ihr Leben ausgehaucht hatten.

Ein riesiges Skelett, das hoch war wie ein Baum, türmte sich zwischen zwei bleistiftdünnen Felsen auf, hinter denen sich wieder ein bizarrer, breiter Felsenturm erhob, der aussah, als wäre er aus riesigen Quadern von einem Giganten aufgeschichtet.

Eine beklemmende Atmosphäre... Der Hauch des Todes wehte sie an.

Amina fröstelte und zog unwillkürlich den Knaben an sich, der wortlos gegen ihre Hüften lehnte. Er war so müde, daß ihm auf der Stelle die Augen zufielen. Zärtlich streichelte die Frau über das lockige Haar des Jungen.

Zwischen den aufragenden, bleichenden Knochen flackerten winzige grüne Lichter, als würden sich Glühwürmchen tummeln.

In dem menschengroßen Schädel des verendeten Ungetüms, der breit und wuchtig zwischen den verrotteten Klauen lag, flackerte es ebenfalls phosphoreszierend, so daß es aussah, als würde in den erloschenen Augenhöhlen der riesigen Bestie neues Leben erwachen.

»Es ist unheimlich hier«, murmelte Amina.

»Es ist anders als sonst, ja.« Der bärtige alte Mann stützte sich auf seinen langen Stock und starrte hinab in das sanfte Tal mit den verkrüppelten Bäumen und den bleichenden Knochen.

»Warnak«, sagte die Frau und hob den Blick. »Ich weiß nicht mehr, wie lange wir unterwegs sind. Ich kann die Stunden, die Tage nicht zählen. Hier geht keine Sonne mehr auf, hier erscheint der Mond nicht mehr. Es ist, als ob die Welt den Atem anhalte. Sie wissen, woher ich komme und welches Schicksal man mir zugedacht hat. Daß es bisher nicht so weit gekommen ist, habe ich Ihrer Kraft und Ihren Kenntnissen und vor allen Dingen Ihrem Mut zu verdanken.«

»Es ist nicht der Rede wert, meine Tochter«, warf der Kräuterzüchter ein. So nannte er sie immer. »Ich habe dir versprochen, dich nach Xantilon zu bringen oder dir wenigstens die Möglichkeit zu geben, die Stadt zu erreichen. Ich werde mein Versprechen halten, so lange das in meiner Macht liegt.«

»Sie haben mir mal gesagt, daß Xantilon nicht weit entfernt liegt.«

»Das ist richtig, aber die Zeiten, daß man den direkten Weg gehen kann, sind vorbei. Abtrünnige Krieger und Schergen der Schwarzen Priester kontrollieren das Land zwischen dieser Einöde und der Stadt. Früher wurden hier die Felder bestellt, früher gab es hier kleine Städte und Dörfer, waren die Straßen und Gassen von Leben erfüllt. Die Städte und Dörfer, die Straßen und Gassen sind verschwunden, und nur die einsamen, verlassenen Schlösser der Burgherren und Magier zeugen noch von dieser Zeit. Die Macht der Dämonen wächst! Als ich ein Junge war, gab es keine Ungeheuer mehr. Die Knochen der Kreatur, die du da vor uns siehst, weisen auf ein Ungetüm hin, das von Dämonen gerufen wurde oder selbst ein Dämon war, der von einem tapferen Krieger besiegt wurde. Aber meine Gedanken schweifen ab. Ich will dir nicht von der Vergangenheit erzählen, als ich noch glücklicher war als heute, als es nur Minuten dauerte, um mit einer raketenschnellen Bahn direkt nach Xantilon zu kommen, als man noch mit Flugzeugen fliegen und mit Schiffen und Motorfahrzeugen fahren konnte. Das alles liegt erst fünfzig Jahre zurück, und doch kommt es mir vor, als wüßte ich es nur vom Hörensagen und hätte es selbst nie erlebt. In fünfzig Jahren kann sich die Welt verändern. In fünfzig Jahren? Nein!« Er verbesserte sich selbst. »Von heute auf morgen kann es gehen, wie das Beispiel Xantilons beweist. Wir haben die Technik beherrscht und Einblick genommen in die Welt des Atoms. Wir machten uns zu Herrschern über diese Technik. Wir vergaßen unsere Götter, die uns vor unserem Ehrgeiz warnten. Wir wandten uns von ihnen ab, während eine Gruppe der Priester, die nach der Unsterblichkeit suchte, gleichzeitig gefährliche okkulte Studien trieb und die Schatten der Vergangenheit, aus denen alles Leben einmal gekommen ist, rief, um die Macht der Götter, die uns die ehernen Gesetze gaben, zu zerbrechen. Die Weiße Magie geriet in Verruf. Die Schwarzen Priester, aus dem gleichen Geschlecht hervorgegangen wie wir alle, glaubten, die absolute Macht gefunden zu haben. In Wirklichkeit werden sie selbst beherrscht, aber das ahnen sie nicht. Sie setzen das Leben eines Volkes, die Existenz eines Erdteils aufs Spiel. Viele Menschen sind gestorben, die wichtige Funktionen ausübten. Die Flugzeuge und Schiffe, die mit atomarer Kraft und mit Motoren angetrieben wurden, sind verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Die Wissenschaftler und Forscher, die Fachleute und Techniker – es gibt sie nicht mehr. Niemand mehr auf Xantilon weiß, wie welche Geräte bedient werden. So begann die Vernichtung! Die Welt der Dämonen und Geister, die immer einen Platz in unserem Denken einnahm, schickt sich an, uns zugrunde zu richten. Diese Welt steckt voller Widersprüche. Sie geben – und sie nehmen… Ich bin mir ganz sicher, daß die überdimensionalen, epochalen Erfindungen auf

Xantilon, die Perfektion des Wissens und der Technik durch finstere Mächte gesteuert wurde. Das machte die Menschen überheblich – und schuf den Boden für ihr weiteres Eingreifen, ihrer nun waltenden Macht. Die Technik wurde vernichtet und mit ihr der Mensch, der damit umgehen konnte. Wer nicht durchblickt, wer die alten Bücher, die Gesetze und das Wissen um die Mächte der Finsternis nicht studiert hat, der weiß nichts. Derer gibt es viele in und auf Xantilon. Sie werden – ohne es zu wollen – zu Helfershelfern der geweckten Kräfte. Diejenigen nämlich machen die Kaste der Weißen Priester verantwortlich, daß alles so gekommen ist. Seltsame Verwicklungen, nicht wahr, meine Tochter?«

Er wandte sein wettergegerbtes Gesicht der schönen Frau zu. Tiefliegende, dunkle und gütige Augen blickten sie an. Warnak hatte die Kapuze nach hinten gestreift. Sein langes, mit grauen Fäden durchwirktes Haar war dicht und berührte wellig die schmalen Schultern.

Er wollte seinen Worten noch etwas hinzufügen, zuckte aber plötzlich zusammen.

Ein Geräusch!

Amina hielt den Atem an.

Zum ersten Mal seit ihrer gelungenen Flucht aus dem Haus des Kräuterzüchters vernahm sie einen Laut.

Es klang, als ob sich Berittene näherten. Der Boden dröhnte.

Dann erfolgte ein Rumpeln, ein vielstimmiger Aufschrei. Sekunden später klirrten Schwerter aufeinander.

Warnak, trotz seines Alters von erstaunlicher Beweglichkeit, eilte den Abhang hinunter.

Amina folgte, Taaro auf den Armen.

Hinter den vorspringenden Felsen verbargen sie sich.

Warnak ließ die schöne Frau durch eine stumme Geste wissen, daß sie sich ganz ruhig verhalten sollte.

Die Kampfgeräusche und die Schmerzensschreie von Verwundeten erfüllten dröhnend die Luft und ließen sie erzittern. Der Zusammenstoß zwischen zwei rivalisierenden Gruppen mußte genau hinter der hohen Felswand, die wie eine bizarre Mauer quer die Steppe durchteilte, erfolgt sein.

Schwerter klirrten. Pferde schnaubten und wieherten, Menschen schrien getroffen auf. Man hörte, wenn ein Körper zu Boden plumpste oder ein Schwerthieb sein Ziel verfehlte und gegen den Felsblock krachte.

Funken sprühten…

Warnak schob sich etwas vor und spähte um den vorspringenden Felsblock.

Der Kräuterzüchter zuckte zusammen.

Totenbleich zog er seinen Kopf zurück.

»Um Himmels willen«, entrann es seinen Lippen, und er mußte heftig schlucken. Seine Stimme klang so erschreckend, daß Amina das Gefühl hatte, eine eiskalte Hand würde ihren Rücken hinabgleiten. »Die… Kugelköpfe.«

Die schöne Frau sah ihn aufgeregt an. »Die… Kugelköpfe? Wer oder was… ist das?«

»Wilde Horden«, preßte Warnak, aufs äußerste erregt, hervor. Seine Lippen zitterten. »Wer sich hinter den Masken versteckt, weiß niemand. Sie tauchen überall auf und fallen mordend, plündernd und brandschatzend über Alleinreisende und Gruppen her.« Er flüsterte. Seine Stimme war wie ein Hauch.

Amina preßte sich unwillkürlich enger an die Felswand. Der schwarze Schatten hüllte sie völlig ein. Über das Gestein rankte ein efeuähnliches Gewächs mit großen, klebrigen Blättern. Sie berührten ihre Köpfe.

Das Schnauben der Pferde, ein kehliges, mehrstimmiges Lachen, das Geräusch, das entstand, wenn Schwerter in die Scheiden zurückgeschoben wurden…

Amina trat einen Schritt weiter vor. Angst und Neugierde hielten sich die Waage. Warnak faßte die junge Frau am Oberarm.

»Vorsicht!« raunte der Alte.

Amina nickte.

Sie streckte den Kopf nur einige Millimeter vor.

Der Geruch von Blut und Tod wehte durch die Luft. Die Atmosphäre war angefüllt mit Beklemmung und einem Grauen, dem man sich vergeblich zu entziehen versuchte. Das Fremdartige, das in ihrer unmittelbaren Nähe geschah, strahlte eine Unruhe und Furcht aus, die sie körperlich spürte.

Amina sah die Unheimlichen und glaubte, im gleichen Augenblick gewürgt zu werden.

Es waren ihrer fünf.

Sie saßen auf nachtschwarzen Pferden, die sich kaum von der Dunkelheit rundum abhoben. Die Oberkörper der Reiter waren nackt und glänzten ölig. Ihre Köpfe waren rund wie Kugeln und glatt. Dunkle Löcher glosten rötlich anstelle der Augen, darunter befand sich ein breites, zähnefletschendes Maul, so daß es aussah, als würde dieses Gesicht, in dem es sonst keine weiteren Sinnesorgane gab, in schauriger Weise grinsen.

Oberhalb des glatzköpfigen Schädels lief ein starrer Kamm wie bei einer Echse in Längsrichtung zum Nacken, bis über den Rücken hinweg.

Die Kugelköpfigen waren mit langen, breiten Schwertern bewaffnet und trugen nur einen dunkelbraunen Lendenschurz.

Am Boden lagen drei tödlich Verletzte die ebenfalls bloße Oberkörper hatten und einen Lendenschurz trugen.

Deutlich war zu sehen, daß die am Boden Liegenden offenbar dem Kugelköpfigen auflauerten und vorzeitig entdeckt wurden.

Das dichte Buschwerk war von den Pferdehufen niedergetrampelt und von den Schwerthieben zerfetzt worden.

Die Toten lagen in ihrem Blut.

Außer einem.

Dem hatte ein Schwerthieb die Schulter aufgeschlitzt. Er war zu Boden gestürzt und richtete sich jetzt wieder auf. Er war der vierte der Unberittenen. Tapfer zog er noch mal sein Schwert in die Höhe, die zitternde Hand umspannte fest den dunklen Griff.

Auf dem Gesicht dieses Mannes glänzte eine dicke Sehweißschicht.

Am liebsten hätte Amina diesem mutigen Krieger zugerufen und ihn davor gewarnt, sich auf diesen sinnlosen Angriff einzulassen. Aber ihre Kehle war wie zugeschnürt, und sie wußte, daß auch ein Warnschrei nichts an der Lage der Dinge geändert hätte.

Nur sie selbst waren dann noch verloren, denn dann machte sie die Kugelköpfigen mit dem starren Hornkamm nur auf Warnak und sich aufmerksam. Sie hatten keine Chance, wie der tapfere Verletzte keine hatte.

Er schaffte es nicht mal, das Schwert so weit in die Höhe zu bringen, daß er dem nächsten Gegner damit gefährlich werden konnte.

Einer der Kugelköpfe gab einen wilden Kampfschrei von sich. Gleichzeitig riß er sein Schwert hoch und warf es von sich wie einen Speer. Es traf sein Ziel genau, durchbohrte die Brust des Tapferen, und der Getroffene kippte ohne einen Laut von sich zu geben nach vorn. Damit stieß er sich die Waffe noch tiefer in den Leib.

Amina stöhnte dumpf. Das wurde ihr erst bewußt, als die fünf Berittenen beinahe gleichzeitig ihre Reittiere herumrissen, als ihre Köpfe flogen und in Richtung efeubewachsener Felswand starrten, hinter der sie sich verbargen!

*

Namenloses Grauen packte sie, und das Mark gefror in ihren Knochen.

Amina wurde von harter Hand zurückgerissen.

»Flieh! Schnell!« zischte Warnak. Schweiß perlte von seiner Stirn und fing sich in seinem struppigen Bart. Seine Augen glänzten wie im Fieber.

»Ich kann nicht!«

»Du… mußt!«

»Nicht… ohne Sie, Warnak!«

»Flieh, meine Tochter!« Er versetzte ihr kurzerhand einen Stoß in den Rücken, daß sie nach vorn taumelte, über den harten, steinigen Untergrund hinweg. »Zögere keine Sekunde! Ich bin nicht wichtig. Einem alten Mann werden sie nichts tun! Aber ich wage nicht, mir auszumalen, was mit dir geschehen wird, wenn sie auf dich aufmerksam werden!«

Er stieß diese Worte hastig und leise hervor. Sie verstand nur noch die Hälfte, konnte sich das andre aber zusammenreimen.

Sie eilte in die Dunkelheit, duckte sich und tauchte unter dem über die zerklüftete Wand ragenden Gewächs hinweg. Es kam ein Spalt, ein Loch in der Wand. Hier verharrte Amina nicht, sondern torkelte weiter und vermied jedes unnötige Geräusch.

Aber da waren andere Geräusche, die ihre Schritte und das Rascheln ihrer Kleider, wenn sie sich an der Felswand und dem Gestrüpp entlangpreßte, übertönten.

Die hornigen Hufe der Pferde stießen gegen das Gestein. Die Kugelköpfigen preschten um die Felswand herum.

Der alte Kräuterzüchter löste sich von der Wand und hob die adrige Hand, als wolle er die Ankömmlinge grüßen. Dabei entfiel ihm sein langer Stock. Scheppernd schlug er auf den steinigen Untergrund.

Warnak bückte sich danach.

Im gleichen Augenblick erhielt er einen Stoß gegen die Brust. Er konnte sich nicht abfangen und taumelte mit dem Rücken gegen die Felsmauer. Hart und spitz waren die Steine und rissen sein rotes Gewand auf.

»Nicht!« rief er laut. »Ihr braucht mich nicht zu fürchten… ich habe mit ihnen…«, damit wies er die Felswand entlang und meinte die toten Krieger, »… nichts zu tun…«

Er griff nach seinem Stab, zog ihn an sich und wollte sich darauf stützen.

Ein Schwert zischte wie ein Blitz durch die Luft. Die messerscharfe Klinge spaltete das dunkle Holz des armdicken Stabes. Es krachte und splitterte. Der Alte, im Aufstehen begriffen, verlor erneut das Gleichgewicht.

Die wie Geister aus einem jenseitigen Reich auftauchenden Kugelköpfigen fragten nicht danach, was er hier suchte, was er wollte und wer er war.

Sie handelten einfach.

Das Schwert des vordersten Reiters stach zu. Die Spitze bohrte sich oberhalb des Herzens in den Körper des Unglücklichen. Blut sprang wie aus einer frischgeöffneten Quelle hervor.

Warnak zog scharf die Luft ein. Dann kippte sein Kopf langsam nach vorn, und seine Hände, die den in der Mitte gespaltenen Stab

locker hielten, spannten sich hart und wie im Krampf um das runde Holz, als wollten sie es nie wieder loslassen.

*

Die Kugelköpfigen verharrten und blickten sich mit glosenden Augen in der Düsternis um. Da war nichts, was sie darauf aufmerksam gemacht hätte, daß es außer dem bärtigen alten Mann noch jemand gab, der sich hier versteckt hielt.

Amina sah die gespenstischen Reiter aus ihrem Versteck, und sie hielt den Atem an.

Wenn man sie fand, dann waren Taaro und sie verloren.

Die Hufe der Pferde klapperten über den steinigen Boden.

Wenn nur die Tiere nichts witterten. Sie sah die glühenden Augen der schwarzen Hengste, als würden darin alle Feuer der Hölle lodern.

Das Hufgeklapper entfernte sich.

Amina schluckte. Plötzliches Glücksgefühl durchrieselte sie. Geschafft?

Ja!

Die Unheimlichen ließen sich täuschen! Sie nahmen an, daß nur Warnak sich in der Nähe aufgehalten hatte. Das war kein Gegner für sie. Er war unwichtig in ihren Augen. Aber für sie bedeutete er das Leben. Dieser Mann allein kannte den Weg zu dem Schloß des Magiers, von dem aus sie ihre Flucht nach Xantilon fortsetzen wollte.

Sie selbst hatte verlangt, unbedingt nach Xantilon gehen zu wollen. Ein unerklärliches Gefühl, intuitives Ahnen, zwang sie dazu. Dort – dessen war sie sich ganz sicher – würde sie vielleicht die Chance erhalten, alles in die Wege zu leiten, um gerettet zu werden.

Xantilon selbst war ein markanter Punkt.

Amina wußte, daß Arson, der mit seinem Zeitschiff die geheimnisvoll unenträtselten Welten von Raum und Zeit durchquerte, alles daranlegen würde, Taaro und sie zu retten. Xantilon – zur Zeit des Untergangs – war für einen Zeitreisenden wie Arson unmöglich zu verfehlen. Und Amina war sicher, daß Arson alle Möglichkeiten ausschöpfte, ihren derzeitigen Aufenthaltsort ausfindig zu machen.

*

Sie wartete, bis die Geräusche verklungen waren.

Dann richtete sie sich halb auf, starrte durch das große, ausgefranste Loch des riesigen Tierschädels, der eng an der Felswand anlag und in dessen Innern sie Zuflucht gesucht hatte.

Taaro lag auf der Erde und rührte sich nicht. Tiefe Atemzüge hoben und senkten die Brust des Knaben. Es war gut, daß er von allem

nichts mitbekommen hatte.

Vorsichtig schritt Amina aus dem dunklen, knöchernen Verlies. Sie setzte ihren Fuß auf den vermoderten, fauligen Unterkiefer des Riesenskeletts. Rund herum lagen ausgebrochene, stumpfe flache Zähne. Klebrige Lianen hingen wie überdimensionale Spinnfäden über den Rissen und Spalten in dem Riesenschädel, und ein etwa zwei Meter hoher Felsblock und Myriaden der breiten Blätter des Efeugewächses bildeten einen zusätzlichen Schutz, der sich nun auszahlte.

Die Luft war rein. Kein Geräusch erfolgte mehr.

Offenbar stand Warnak irgendwo in der Dunkelheit und blickte den Davonreitenden nach, und er blieb still, um sie nicht noch mal auf sich aufmerksam zu machen.

Amina holte Taaro und nahm den schlafenden Jungen mit.

Sie kehrte zu der Stelle zurück, wo sie Warnak, den alten Kräuterzüchter, zum letzten Mal gesehen hatte.

Eine eiskalte Hand krallte sich in ihr Herz, als sie ihn reglos vor der Felswand hocken sah, den in der Mitte durchgeschlagenen Stab mit beiden Händen krampfhaft haltend.

»Warnak!« entrann es ihren Lippen. »Oh, Warnak!«

Ihre Augen wurden feucht. »Diese Mörder! Warum haben sie das getan?! Und ich bin schuld, ich ganz allein – weil ich vorhin die Nerven verloren habe…«

Ihr Schicksal war besiegelt. ›Ich hätte hierbleiben sollen, hier bei ihm… der sofortige Tod ist besser als einer auf Raten…‹ Sie wußte, daß sie ohne diesen Mann verloren war. Allein würde sie es nie schaffen, diese grausame, von Dämonen und Geistern beherrschte Welt zu meistern.

»Amina… meine… Tochter«, vernahm sie da die leise Stimme.

Warnaks Lippen bewegten sich kaum merklich.

Noch ein Lebensfunke war in ihm. Sie sah, daß der Kräuterzüchter, der sie bis hierher so sicher geführt hatte, versuchte, die Augenlider zu heben. Es fiel ihm unendlich schwer.

»Nicht sprechen, Warnak…« sagte sie leise, und ein flüchtiges Lächeln huschte über ihre Lippen.

»Doch… ich muß sprechen…« Seine Wangenmuskeln zuckten. Leise ging sein Atem, sein Puls war kaum noch zu fühlen. Das Blut sickerte aus der Brustwunde. Amina riß kurzentschlossen einen Fetzen aus ihrem Kleid und drückte ihn fest gegen die Wunde, um die Blutungen zu stillen.

»Spare deine Kräfte… auf, meine Tochter! Du wirst sie noch… wichtiger brauchen…«

»Verzeih mir, Warnak«, sagte sie schnell, ohne auf seine Worte einzugehen.

»Verzeihen… dir? Warum?«

»Ich bin schuld daran… ich hätte nicht erschrecken dürfen, als der Kugelköpfige den Verwundeten so brutal niederstach. Ich bin schuld daran, daß du sterben mußt…«

»Unsinn… mein Tod, was bedeutet er schon? Ich sollte froh sein darum, daß es… zu Ende geht… die Wandlung in dieser Welt… ich begreife sie nicht mehr… ich bin schon zu alt… kämpfen…, eigne mich nicht mehr dazu… ich bin… ein Ballast… mein Aufenthalt im Jenseits wird nur gut sein… zur Erneuerung… wenn es den Weißen Magiern gelingt, die Kräfte der Alten zu mobilisieren und die verloren geglaubten Seelen zurückzufordern aus dem Jenseits, damit sie antreten zum Kampf gegen die Mächte des Bösen… wird vielleicht noch alles gut werden…« Es sprudelte plötzlich nur so über seine Lippen, als nähme er noch mal all seine Kraft zusammen. Er sprach von Dingen, über die er noch nie zuvor gesprochen hatte, und ein rätselhaftes, Lächeln spielte um seine Lippen.

»Hoffentlich… hoffentlich dringen sie nicht auch noch ein ins Reich der Toten, um sie für sich zu gewinnen… aber das braucht nicht deine Sorge zu sein, du brauchst dir… wegen mir keine Sorgen zu machen. Alles wird gut werden! Nur um dich geht es jetzt… die Schlucht, die wir beide gesehen haben… die jenseits der Felsmauer liegt und das Tal in zwei Hälften zu teilen scheint… durch die mußt du gehen! Sie führt direkt zur Burg meines Freundes, einem Mann, dem du dich bedenkenlos anvertrauen kannst. Erzähl ihm dein Schicksal! Ich hoffe, daß er noch frei ist und Dämonen sein Haus noch nicht beherrschen. Sollte es der Fall sein… dann passe auf, meine Tochter! Daß die Kugelköpfigen in diesem Tal… aufgetaucht sind… gibt mir zu denken… Vergewissere dich, daß das Haus meines Freundes wirklich noch die Freiheit bietet, die ich dir verspreche! Du erkennst es ganz leicht an folgendem Zeichen: über den Zinnen der bizarren Behausung liegt ein helles, freundliches Licht. Auch die Mächte der Finsternis vermögen es nicht zu löschen. Findest du das Schloß im Dunkeln, dann flieh!«

Stille… Seine Worte verhallten.

»Fliehen, Warnak? Wohin?«

»In das Reich der Toten…«

»Wo finde ich es?«

»Du mußt…« Sein Gesicht verzerrte sich, die Mundwinkel klappten herab. Man sah seiner Miene die Anstrengung an, die er sich abverlangte, um noch ein paar Silben herauszubringen. Totenbleich war sein Antlitz, seine Hände zuckten. »Der Eingang… meine Tochter…« Jetzt war er kaum noch zu verstehen. Er murmelte etwas vor sich hin. Rasch beugte Amina sich vor und berührte mit ihrem Ohr fast seine trockenen, rissigen Lippen.

»… vielleicht sehen wir uns dort wieder«, lauteten seine letzten Worte. Ein glückliches Lächeln blieb auf seinen Lippen zurück.

Warnak war tot.

Sie begriff den Schmerz und ihre Situation nicht, und es blieb ihr nicht mal Zeit, sich darüber Gedanken zu machen.

Sie vernahm das Geräusch.

Ein leises, hartes Klingen, so als ob jemand mit einer Schwertspitze einen Stein berühre.

Die schöne Frau erstarrte.

Jemand stand hinter ihr!

*

»Gut, einverstanden«, sagte Björn Hellmark und nickte. »Dein Vorschlag ist gut und leuchtet uns ein. Wir richten uns ganz nach dir.«

Aller Augen ruhten auf dem jungen, dunkelhaarigen Mann, der sich Kima nannte und der nicht mit dem Zeitschiff Arsons in die Zeit des Untergangs Xantilons gereist war, sondern der hier auf der Insel lebte und dem Hellmark und Arson ihr Leben verdankten.

Der Plan stand fest: sie würden alle das Zeitschiff verlassen, und Kima würde sie erst zu dem blinden Propheten führen, der das Schicksal der Menschen voraussagen konnte und wissen mußte, ob es überhaupt noch Sinn hatte, nach Xantilon zu gehen, oder ob es reiner Selbstmord war.

Alle waren ausgeruht. Der Zeit nach war es Vormittag. Aber dieser Vormittag war als solcher nicht zu erkennen. Die Sonne schien nicht, die dichte Wolkendecke über dem öden, hügeligen Landstrich, in dem das Zeitschiff unbemerkt gelandet war, wollte nicht aufreißen.

»So ist es seit einiger Zeit schon«, murmelte Kima nachdenklich, während er auf die runden Bildschirme blickte, die wie die Glieder einer Kette nebeneinander lagen und einen Eindruck von der unmittelbaren Umgebung des Schiffes vermittelten. »Wahrscheinlich wird es sich nie wieder ändern.« Er wandte den Kopf und sprach Arson, den Mann mit der Silberhaut, direkt an. »Sie kommen aus einer fernen Zeit, aus der Zukunft, aus einer Welt, die Sie mir geschildert haben und die ich mir dennoch kaum vorstellen kann. Eine Sache beschäftigt mich ständig, Arson. Die Fragen gehen mir nicht aus dem Kopf. Darf ich eine Frage wenigstens an Sie richten?«

»Machen Sie Ihrem Herzen Luft, Kima!«

»Sie haben mir etwas über die Relativitätstheorie, über geschlossene Zeiträume innerhalb des Universums und über Tachyonen erzählt«, begann Kima leise, als müsse er sich erst langsam vortasten. »Ich habe immerhin so viel begriffen, daß ich weiß: die Entdeckung der Tachyonen, die sich in jedem System überlichtschnell

bewegen können, und die Tatsache, daß es Ihnen in der Zukunft gelungen ist, Materie vollständig in reine Energie umzuwandeln, das alles ist wichtig und maßgeblich für eine Reise in die Vergangenheit. Sie haben gewissermaßen Ihre eigene Zeit überrundet. Es mag absurd klingen, wenn man einem Außenstehenden das plausibel zu machen versucht. Ich selbst kann Ihren Besuch nicht begreifen, aber ich bin bereit, ihn hinzunehmen, da ich weiß, daß wir in einer nicht mal weit zurückliegenden Vergangenheit selbst eine Technik beherrschten, von der unsere Vorfahren nicht mal zu träumen wagten. Sie kommen aus der Zukunft, in der Hoffnung, hier Ihre Familie zu finden, die von Dämonen entführt wurde. Sie bekämpfen die Dämonen – Sie alle«, er ließ seinen Blick in die Runde schweifen. »Sie – wie ich – wissen: nur durch die Überheblichkeit der Schwarzen Priester ist es so weit gekommen, daß Xantilon zum Tummelplatz der bösen Geister wurde. Da ihr aber nun mal hier seid, und soviel über die Kräfte der Finsternis, über die Schwarzen Priester und vor allem auch über die Einflüsse aus den jenseitigen Schattenreichen wißt, läge doch eins nahe: Ihr könntet die Schwarzen Priester vernichten, Xantilon retten – und damit gleichzeitig einen Riegel vorschieben, daß es zu den grauenvollen Ereignissen, welche euch in der Zukunft erwarten, überhaupt nicht kommen wird!«

*

Arson lächelte still. Nach den Worten des jungen Mannes aus Xantilon herrschte eine Weile absolute Stille.

»Jetzt macht er uns das Leben schwer«, brach der muskulöse Inder schließlich das allgemeine Schweigen. »Auf diese Frage gibt es wohl keine Antwort, wie?«

Er kratzte sich im Nacken.

»Mensch«, entfuhr es Pepe, »was für ein Vorschlag! Wir machen hier reinen Tisch, setzen uns dann gemütlich ins Zeitschiff und kehren in unsere eigene Zeit zurück. Die Welt ist voller Sonnenschein, und Molochos und seine finsteren Gesellen mucken sich nicht mehr.«

»Eben das ist der Haken«, schaltete Arson sich ein. Er wirkte sehr ernst. »Wir könnten die Schwarzen Priester tatsächlich daran hindern, ihre Pläne auszuführen, könnten hier eingreifen – und es würde für den Augenblick von Nutzen sein. Aber in dem Moment, da wir in das Zeitschiff zurückkehren und in unsere eigene Zeit starten – ist alles so, wie es zuvor war. Es ist so, als wären wir niemals hier gewesen, Kima. Die Schwarzen Priester sind niemals in unserer Eigenzeit ausgerottet worden.«

»Das klingt paradox!« entfuhr es Kima.

»Das klingt nicht nur so – es ist paradox, es ist ein Zeitparadoxon

allerersten Ranges, Kima! Es ist alles so, als hätte unser Eingriff nicht stattgefunden.«

»Das geht über meinen Verstand.«

»Es begreift niemand. Auch ich nicht. Es ist das Gesetz des Universums.«

Kima sah nachdenklich drein und schien mit seinen Gedanken in diesen Sekunden weit weg zu sein. »Das würde bedeuten: wenn ihr alle hierbleiben würdet – würde sich alles für uns ändern.«

»So gesehen, ja. Das Heute würde für dieses Volk anders, und in der Zukunft hätten Molochos und seine Schergen keine Chance mehr.«

Arson ahnte nicht, daß er mit diesen Worten eine Zeitbombe gezündet hatte.

*

Sie brachen auf.

Arson überprüfte noch mal die automatischen Kontrollen.

»Alles in Ordnung?« fragte Kima beiläufig.

»Ja.«

»Und Sie haben keine Angst, das Zeitschiff allein hier zurückzulassen?«

»Nein. Es schützt sich selbst. Menschen, die Zuflucht suchten, könnten ohne größere Schwierigkeiten dort eindringen. Dämonen, die an der Zerstörung des Schiffes interessiert sein könnten, ist dieser Weg versperrt… Technik und Okkultismus bilden hier eine Einheit, die nicht zu zerbrechen ist.«

Die Luft war warm, fast stickig.

Fünf Menschen, davon einer aus der Vergangenheit und einer aus der Zukunft, gingen über das steppenartige Gelände. Kima lief den drei Männern und dem vierzehnjährigen Jungen immer einige Schritte voraus.

Auf dem hügeligen Gelände standen viele Büsche und Sträucher. Dorniges Gestrüpp und über dreißig Meter hohe Bäume bestimmten das Landschaftsbild. Dahinter wurde der Boden flacher, aber dafür ragten zerklüftete Felsen und riesige Findlinge aus dem graugrünen Boden und bildeten in der ewigen Dämmerung, die diese Welt umgab, seltsame Formen. Manche erinnerten an hockende Ungeheuer, die den Atem anhielten, die sich halb in die Erde gebuddelt hatten, um dann plötzlich auf ihr Opfer loszuschießen.

Eine unheimliche, bedrückende Atmosphäre herrschte, und man spürte beinahe körperlich, daß hier etwas Rätselhaftes und Gefährliches vorging.

Xantilons Welt hielt den Atem an. Dämonen und Geister veränderten das Antlitz der Insel. Man glaubte, daß Unsichtbare hinter

den Felsen lauerten, daß ständig tausend Augen sie beobachteten und jederzeit über jeden ihrer Schritte unterrichtet waren.

»Wie weit ist es noch?« fragte Björn, um das Schweigen zu brechen.

Sie bewegten sich in entgegengesetzter Richtung des Stadtteils, in dem sie letzte Nacht die Begegnung mit Kima und der kleinen Gruppe hatten, die sich um einen Magier scharte. Dieser Magier war bereit, ein Risiko einzugehen und hatte die geheimnisvollen Unterirdischen angerufen, über die auch Kima nicht allzuviel wußte. Es war ihm lediglich bekannt, daß es sich bei den Unterirdischen um Geschöpfe handelte, die vor undenklichen Zeiten auf der Erde existierten, als an das menschliche Geschlecht noch nicht zu denken war. Auch Arsons Wissen über die Unterirdischen war beschränkt.

Über welche Kräfte und Mächte die Unterirdischen verfügten und woher sie sie bezogen, war ebenso ungewiß wie die Vermutung, daß es sich möglicherweise doch um Kräfte handelte, welche vorzeitliche Dämonenmächte verbannten. Demnach wären die Unterirdischen die Feinde der Dämonen. Doch auch das war nur eine Vermutung. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie dämonenähnlich waren und von einer anderen Rasse, geschlagen wurden, die von den Sternen kam in der Absicht, diese Welt von den Einflüssen der Jenseitsmächte zu schützen, mußte ebenfalls in Betracht gezogen werden. Gerade diese Widersprüche aber waren es, die einen nachdenklichen Menschen zur Vorsicht mahnten. Es konnte ohne weiteres sein, daß diese Widersprüche absichtlich in die Welt gesetzt worden waren, um ängstliche Gemüter in die Irre zu führen und zu verhindern, daß überhaupt jemand auf die Idee kam, den Kontakt zu den Unterirdischen zu suchen. Genau das Gegenteil konnte auch der Fall sein. Vielleicht waren die Unterirdischen die Feinde der Dämonen – und die Dämonen fürchteten diese Wesen? Auch diese Version war angedeutet worden.

Björn Hellmark war da stets vorsichtig. Er war der Meinung, daß man erst Genaues über die Unterirdischen in Erfahrung bringen mußte, ehe man es riskierte, sie in geheimen Sitzungen zu beschwören. Schon diese Tatsache war ein Warnsignal für ihn, daß es mit den Unterirdischen doch nicht ganz so harmlos war, wie manche hinstellten. Diese geheime Beschwörung nach Dämonenart ließ darauf schließen, daß mit den Unterirdischen etwas nicht stimmte. Hellmark persönlich neigte zu der Ansicht, daß die geheimnisvolle Rasse der Unterirdischen in einer fernen Vorzeit von Besuchern aus dem Weltall in der Tat verbannt wurde, ehe diese Retter aus dem Universum selbst einer Seuche oder einem unerklärlichen Komplott zum Opfer fielen, so daß die Saat der Dämonen und Geister doch aufging.

All diese Dinge beschäftigten ihn, als sie die fremdartige

Landschaft in der Dämmerung durchschritten.

Kima antwortete auf Björns Frage: »Es ist nicht mehr weit. Dort vorn, hinter dem sanften Hügel, ist es schon.« Er blieb stehen und deutete in die angegebene Richtung.

In der Dunkelheit zeigte sich zwischen turmartig aufgestapelten Felssteinen ein bewaldeter Hügel.

»Dort vorn gibt es auch einen direkten Weg, der nach Xantilon führt«, fuhr Kima fort. »Hören wir uns an, was der Prophet zu unserem Vorhaben zu sagen hat.«

Kraftvoll setzte er seinen Weg fort, und die Freunde folgten ihm.

Daß der junge Xantiloner sich genau entgegengesetzt bewegte und von der Meeresbucht entfernte, in die sie eigentlich hätten gehen müssen, konnten die ortsunkundigen Besucher dieser Zeitebene nicht ahnen.

Kima führte etwas Bestimmtes im Sinn.

*

Amina warf den Kopf herum und sprang gleichzeitig auf, den erschöpften, übermüdeten Knaben fest an die Brust pressend.

Amina wich zurück. Vor ihr stand ein großer, blonder Mann mit stahlblauen Augen. Die Rechte lag locker auf dem perlmutterschimmernden Griff seines Schwertes.

Wie aus dem Boden gewachsen, ragte er vor ihr auf, mindestens drei Köpfe größer.

»Wer bist du?« fragte sie tonlos, sich ängstlich gegen die Wand pressend.

»Mein Name ist Throx«, entgegnete der Gefragte. »Du brauchst keine Angst vor mir zu haben.« Seine Stimme klang freundlich, sie paßte zu seinem Wesen.

Seine Haut war glatt, darunter spielten die stählernen Muskeln. Er war nicht mehr ganz jung. In seinem sonnengelben Haar schimmerten graue Fäden, und sein Gesicht wirkte ernst und abgespannt. Er mußte in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein.

»Was willst du hier, Throx?«

»Ich komme zufällig vorbei. Ich habe den ungleichen Kampf zwischen den tapferen Recken und den Kugelköpfen beobachtet. Aber ich war zu weit entfernt, um eingreifen und etwas für die Krieger tun zu können. Ich schlich mich heimlich näher, als sie davon geritten waren – und ich stieß auf dich. Ich habe alles gehört, was der alte Mann dir noch gesagt hat.«

Seine Stimme klang sympathisch. Amina hatte das Gefühl, daß die Begegnung mit dem einsamen Krieger ein gutes Omen war.

Sie fragte Throx nach den Kugelköpfigen, woher sie kamen und

wer sich hinter den schrecklich anzusehenden Masken verbarg.

»Es sind Abtrünnige. Die Zeit des Umbruchs ist da, eine neue Apokalypse kündet sich an. Wir fangen an, uns an das Leben und das Wissen der Ahnen zu erinnern, die diese Welt aufgebaut haben in der Erwartung, uns mit Glück und Zufriedenheit aufwachsen zu sehen. Sie haben wichtige Dinge übersehen.« Throx Stimme klang traurig. »Die Zeit der Magier, der Zauberer und Hexenmeister ist wieder angebrochen. Gefährliche Experimente werden unternommen, die Scharlatane und Irreführer gehen um. Diejenigen, die wirklich etwas davon verstehen, müssen sich verbergen, weil Handlanger der Bösen ihre gefährlichen Erkenntnisse nutzen, um sie zu vernichten. Die Kugelköpfigen sind Menschen. Sie haben sich den Dämonen verschrieben und sind bereit, die Krieger zu überfallen, die zum Wohle Xantilons und für den Frieden ihr Leben einsetzen. Niemand weiß genau, wer sich hinter den Masken verbirgt. Biedere Geschäftsleute, abgefallene Priester und Magier, Bewohner der Städte, die glauben, durch ihre Tat etwas Großes zu vollbringen, etwas Großes zu erreichen. Es wird gefährlich, noch allein durch das Land zu reisen. Überall lauern Gefahren.«

»Warum bist du hier, Throx?«

»Ich bin auf dem Weg zum Tor der Unterwelt. Diese gräßlichen Zeiten bewirken auch Veränderungen zum Guten hin. Was tot ist, ist tot! Dieses Wort gilt nicht mehr in diesen Tagen. Ich habe meine Gefährtin verloren. Eine Seuche, die durch böse Geister verbreitet wurde, hat sie dahingerafft. Viona war jung und schön, zu jung und zu schön, um schon zu sterben. Seit sie lesen und schreiben konnte, hat sie den guten Göttern Xantilons geopfert und gedient. Dieses große Plus will ich mir zunutze machen und sie aus dem Reich der Toten zurückfordern. Die Zeit ist reif. Kämpfer, die einst im Streit mit den Dämonen fielen, werden aus der Unterwelt zurückkommen. Die Totenbarken werden sie nach Xantilon schleusen. Es muß mir gelingen, für Viona einen Platz auf einer dieser Barken zu finden, koste es, was es wolle…« Seine Stimme klang fest und sicher, und seine stählernen Augen glänzten fanatisch. »Ich bin auf dem Weg, meinen Willen durchzusetzen. Ich habe durch die Worte des Sterbenden vernommen, daß auch du dich in das Reich der Toten flüchten sollst, wenn sich herausstellt, daß das Schloß des Magiers dir nicht den Schutz und die Sicherheit zu bieten vermag, die du dir erhoffst. Schließ dich mir an, Fremde! Es ist nicht gut, allein zu sein. Die Zeiten sind hart.«

Konnte sie ihm vertrauen?

Amina focht einen inneren Kampf aus. Dann nickte sie.

»Ich danke dir. Throx. Ich will dir nicht zur Last fallen, aber es ist sicher gut für mich, einen Begleiter zu haben.«

»Ich werde dich ins Schloß bringen. Es liegt auf meinem Weg. Folge mir!« Er streckte die Hand nach ihr aus. »Dort drüben hinter den Felsen steht mein Pferd.«

Sie gingen gemeinsam an der bizarren Felswand entlang. Amina sah die Toten. Reglos lagen sie in ihrem Blut und hielten in ihren schlaffen Händen noch die Schwerter, mit denen sie nichts gegen die geisterhaft auftauchenden Kugelköpfe, gegen die wilden Horden, welche die Dämonen unterstützten, ausgerichtet hatten.

Throx führte Amina über den steinigen Untergrund. Hinter einem mächtigen Felsblock stand das Reittier. Das Pferd war dunkelgrau, hatte einen breiten Rücken und stämmige, kurze Beine.

Throx hob Amina und Taaro hinauf, schwang sich dann hinter die schöne Frau und nahm die Zügel des Pferdes in die Hand. Auf leichten Schenkeldruck reagierte das Tier.

Seine Hufe klangen gedämpft auf dem steinigen Untergrund. Throx dirigierte das Pferd, daß es so schnell wie möglich weichen, moosigen Boden unter die Beine bekam. Das diente ihrer Sicherheit.

Amina warf einen Blick zurück. »Was wird aus den Toten?« fragte sie und ärgerte sich in diesem Moment, daß sie diese Angelegenheit einfach so bedeutungslos betrachtet hatte. »Wir hätten sie bestatten sollen. Sie werden ein Opfer der wilden Tiere.« Ihre Stimme klang schwach und müde. Jetzt zeigte sich, daß sie ihren Körper überfordert hatte. Nur das war der Grund, weshalb sie auch vergaß, sich um die Toten zu kümmern.

»Krieger bestattet man nicht«, vernahm sie wie aus weiter Ferne die Stimme des muskelbepackten blonden Mannes, dessen Stimme zerfloß und eigenartig verzerrt klang. Amina konzentrierte sich darauf. Ihre Augenlider fielen herab. Sie zuckte zusammen. Nur nicht einschlafen, ermahnte sie sich.

Das sanfte Schaukeln auf dem Pferderücken, das monotone Geräusch, das die Hufe verursachten, das Gefühl der Geborgenheit und der Schwäche schienen sie zu verführen.

»Krieger, Amina… holt man in das Reich der Toten, damit ihre Seelen regenerieren und in ihren neuen, mit Kraft und Geist ausgestatteten Körpern… einen neuen Anfang machen… sieh… da vorn, den Zug der Totenwächter…«

Wachte sie – oder war das schon ein Teil des Traumes, in den sie fiel?

Sie nahm die Umgebung verschwommen wahr und glaubte beiläufig mitzubekommen, daß Throx vorsichtig sein kraftvolles Pferd herumzog, so daß sie genau in die finstere Schlucht hineinsehen konnte.

Schattenhafte Bewegung. Lautlos näherten sich Gestalten aus der Finsternis. Dunkle, verhüllte Körper, ganz in Schwarz. Sie schienen

kaum den Boden zu berühren, schwebten darüber hinweg.

Ein langer Zug von Gestalten. Jeweils waren es zwei, die mit schwarzverhüllten Tragen kamen, die stille, bizarre Ebene überquerten und drüben an der Felsmauer haltmachten. Die schwarzen Vorhänge mit den langen, zerfließenden Zotteln wurden emporgehoben. Die Totenwächter hoben die Ermordeten hinein – jeder bekam seine eigene Trage.

Die Vorhänge fielen wieder.

Alles war nebelhaft und verschwommen.

Amina wollte etwas sagen, aber ihre Lippen bewegten sich nur, ohne eine Silbe zu sprechen. Wie im Traum nahm sie das Geschehen wahr.

Die Totenwächter glitten lautlos wie Schatten durch die Nacht und tauchten wieder ein in die nachtschwarze Finsternis der Schlucht.

Zehn Wächter mit fünf verhangenen Tragen waren es gewesen. Aber nur vier Krieger waren dort drüben gefallen… Da fiel es ihr siedendheiß ein.

Warnak, der Kräuterzüchter!

Auch ihn hatten die Totenwächter geholt.

Raum und Zeit zerrannen für sie und waren bedeutungslos.

Sie wußte nicht, wie lange sie auf dem Pferd gesessen hatte und wie weit sie geritten waren.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Etwas berührte sie. Es war Throx' Hand.

»Ich muß dich enttäuschen, Amina… es tut mir leid… das Schloß… kannst du es sehen?«

Das Schloß? Was war mit dem Schloß?

Ihre Gedanken waren bleischwer. Diese entsetzliche Müdigkeit!

»Ja, Throx… was ist mit dem Schloß?«

»Siehst du es nicht, Amina?«

Zuckend öffneten sich ihre Augenlider.

Dunkelheit… Zerklüftete Felswände, links und rechts der Schlucht. Direkt vor ihnen wand sich ein steiler, schmaler Pfad schlangengleich in die Höhe.

Zwischen Felsen war ein dunkles Gebilde. Wild-romantisch hing es zwischen spitzen Steinen und war selbst ein Teil des schwarzen Felsens.

Heiß überlief es sie.

»Das Licht… das magische Licht, von dem Warnak gesprochen hat…«

»Eis ist erloschen, Amina. Das Schloß liegt in der Finsternis. Eine Bastion der Freiheit und der Zuflucht ist gefallen…«

»Ich weiß, was das bedeutet…«

»Dann wirst du mitkommen?«

»Ja, in das Reich der Toten. Unsere Wege mußten sich treffen, haben wir doch denselben Pfad vor uns. Der Weg nach Xantilon führt mich durch das Reich der Toten… ich glaube, Warnak wußte es von Anfang an.«

*

Verborgen lag das dunkelgrüne Haus zwischen den Stämmen und dem Blätterwerk. Es war auf Anhieb nicht sofort zu erkennen. Kima mußte erst darauf aufmerksam machen.

»Wartet hier auf mich«, sagte er leise. Björn registrierte eine gewisse Unsicherheit und Unruhe.

Er fragte deshalb: »Stimmt was nicht, Kima?«

»Ich bin unsicher. Ich werde es gleich feststellen. Man kann nicht vorsichtig genug sein.«

»Dann wäre es vielleicht doch besser, dich zu begleiten.« Hellmark griff nach dem magischen Schwert, das ihm schon wertvolle Dienste geleistet hatte. Es wurde hier einst auf Xantilon geschmiedet, wo er es bei seiner ersten Begegnung mit den Schwarzen Priestern auf einem Teil der versunkenen Insel gefunden hatte.

Kima lächelte rätselhaft. »Es ist nicht gefährlich, nur ungewiß. Ich bin gleich wieder zurück. Wartet hier auf mich!«

Er ließ die vier Begleiter zurück und näherte sich dem Eingang, der mit einer schweren, dunklen Tür verschlossen war. Über ihm prangte ein bizarres Fabelwesen, das eine Mischung zwischen Drache, langbeinigem Vogel und Schlange darstellte, die sich mit einem spitzen Schnabel selbst in den Schwanz biß. Das Symbol war in düsteren, unheimlichen glühenden Farben gemalt.

Kima ließ einen metallenen Türklopfer, den er aus der einen Augenhöhle des Drachensymbols zog, fallen. Dumpf hallte der Gong durch die Finsternis.

Sekunden verstrichen.

Dann veränderte sich das Drachenbild. Es wurde durchscheinend. Ein grünliches Licht lag fluoreszierend über dem Symbol, dann verschwand es. Genau die Umrisse der Zeichnung bildeten nun den Eingang. Die schwarze Tür war durchlässig geworden. Sie sahen alle, wie Kima einen Schritt vorging und von diffusem Licht umhüllt wurde. Er wurde förmlich von ihm aufgenommen, als würde er sich in Nichts auflösen.

Björn Hellmark und Arson sahen sich an. Der junge Deutsche fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Das gefällt mir nicht«, murmelte Björn leise. »Diese Geheimnistuerei ist mir zuwider.«

*

»Er hat recht«, murmelte Fred Reedstone im gleichen Augenblick, schlug die Augen auf und blickte den Arzt groß an. »Sein Gefühl ist vollkommen richtig. Man muß ihn warnen, Doktor. Aber das geht nicht. Das alles, was ich ihnen bis jetzt erzählt habe, geschieht in diesem Augenblick, wird wirklich erlebt…«

Dr. Samuel Warlock ließ den Blick nicht von seinem Gegenüber. »Ich habe Sie operiert, Fred. Ich bin sehr interessiert an Ihrem Fall, denn Sie stellen ein Phänomen dar. Sie sind auf eine Weise gesundet, die an ein Wunder grenzt. Das wissen Sie. Als Sie sich den Schädelbasisbruch zuzogen, glaubte kein Mensch mehr daran, daß Sie jemals noch auf die Beine kommen. Sie haben es geschafft…«

»Ich fühle mich wie früher. Gesund und stark. Und doch bin ich nicht wie früher. Ich empfange Bilder und Worte. Es sind Botschaften. Ich weiß nichts damit anzufangen. Deshalb komme ich zu ihnen.«

»Ich weiß auch nichts damit anzufangen. Fred.«

»Doktor! Als ich Ihnen die Dinge darlegte, war Ihre erste Frage: nehmen Sie Rauschgift? Ich habe nie welches genommen, nehme keines und werde auch nie welches zu mir nehmen.« Reedstone fuhr sich durch die kastanienbraunen Haare. Ein tiefer Atemzug hob und senkte seine breite Brust. Er erhob sich, trat ans Fenster und blickte hinab auf die Straße. Leichtes Schneetreiben herrschte. Die Autoscheinwerfer wirkten groß und bleich in der trüben Luft. Der Himmel über New York war grau. »Das ist meine, unsere Zeit, Doktor«, murmelte Reedstone nachdenklich und fuhr sich mit nervöser Geste über sein Gesicht. Er wirkte blasser als sonst. Seine dunklen Augen glühten wie Kohlen. Der energische Mund bildete einen verkniffenen Strich, die Wangenmuskeln des jungen Mannes zuckten.

Warlock betrachtete seinen Patienten unablässig. Reedstone hatte seinen breiten Rücken etwas nach vorn gebeugt, als beobachte er intensiv unten die Straße. Aber er nahm die Bilder von dort nur beiläufig wahr.

Er fuhr fort: »Aber davor gab es eine Zeit, und davor noch eine. In der Tiefe der Vergangenheit liegen Geheimnisse verborgen. Die Urzelle, die uns das Leben verlieh, steckt voller Erinnerungen. Aber sie teilt dem Organismus jeweils nur soviel mit, wie der unbedingt braucht um funktionieren zu können. Erinnerungen aus einem anderen Leben – vielleicht ist es das, was ich jetzt habe, Doktor?«

Reedstone drehte sich wieder um. Warlock saß nachdenklich hinter seinem Schreibtisch. Die Dunkelheit nahm zu. Aber der Gehirnchirurg schaltete kein Licht ein.

»Möglich, Fred. Es ist alles möglich. Wir müssen das noch genau untersuchen. Ihr Fall interessiert mich, hat mich von Anfang an

interessiert. Aber da waren andere Gründe maßgebend. Daß sich die Sache so entwickeln würde, daran habe ich nicht im Traum gedacht.« Warlock erhob sich. Sein breites Gesicht glänzte, als wäre es mit Öl eingerieben. »Sie fühlen sich auch jetzt so wie immer?«

»Ja.«

»Keine Beklemmung, Depressionen, Ängste?«

»Nein.«

»Die Gestalten, die Sie sehen – identifizieren Sie sich mit irgendeiner von ihnen.«

»Nein.«

»Was fühlen Sie, wenn Sie an den Gesprächen teilnehmen, an den Ängsten und Sorgen dieser Menschen, die ein merkwürdiges und unglaubwürdiges Schicksal zusammengeführt hat?«

»Ich denke mit jedem einzelnen mit, weiß, warum er so handelt und habe Verständnis dafür.« Er wurde zunehmend nervöser. Die scharfen Linien um seinen männlichen Mund waren noch tiefer in sein Antlitz gegraben. »Es ist kein Wahn, es sind keine Halluzinationen…«

»Woher wissen Sie das, Fred?« warf der Arzt schnell ein, Fred Reedstone unterbrechend.

»Ich kann es nicht begründen, Doktor. Ich kann es Ihnen nicht verstandesmäßig erklären. Es ist ein Gefühl – ich weiß es, daß – während wir hier miteinander sprechen, während es in New York Abend wird, während wir hier mit unseren eigenen Alltagsproblemen fertig werden müssen – geht es in einem anderen Teil der Zeit um Dinge, die selbst für uns noch von entscheidender Bedeutung werden können. In der Vergangenheit werden in diesen Sekunden Entscheidungen gefällt, geht es um das Schicksal von Menschen – die unsere Gegenwart beeinflussen. Ich weiß, was Sie jetzt denken, Doktor. Ich bin nicht verrückt, nein, auch wenn das, was ich Ihnen jetzt sage, so klingt, als könnte es nur ein Wahnsinniger hervorbringen.«

*

Dr. Samuel Warlock stand vor einem Rätsel. Man sah ihm an, daß das Problem und das Phänomen ihn beschäftigte.

Er stellte gezielte Fragen und erhielt gezielte Antworten.

Was Reedstone sagte, hatte Hand und Fuß. So verrückt alles klang, was er von sich gab, präzisierte und in bunten Farben schilderte – dieser Mann konnte dennoch nichts als geisteskrank abgestempelt werden. Warlock legte verschiedene Tests ein. Reedstone reagierte vollkommen normal.

Was ging in diesem Hirn vor?

Je länger er mit dem jungen Mann, den er vor einigen Monaten

vorm sicheren Tod errettet hatte, zusammen war, desto unruhiger und unsicherer war er.

Reedstones Gehirn mußte eine Veränderung durchgemacht haben! Einige Zellen waren mutiert. Wodurch? Diese Frage stand ganz vorn, und es gab keine Antwort darauf.

Reedstones Hirn war ein Empfänger. Er nahm Einflüsse auf wie ein Radiogerät Funkwellen und wandelte diese Einflüsse in Bilder und Worte um.

Warlock schenkte aus einer Karaffe jedem einen Whisky ein. Reedstone trank langsam und bedächtig, registrierte der Gehirnchirurg.

»Unsere Welt ist voller Strahlen und voller Wellen«, sinnierte Warlock. »Seit dieser Planet existiert, existieren diese Strahlen und Wellen. Wir Menschen haben es geschafft, durch technische Hilfsmittel diese Strahlen und Wellen zu messen, sie sichtbar oder hörbar zu machen. Jedes Lebewesen ist in gewissem Sinn ein eigener Sender. Ich bin nicht so vermessen zu glauben, daß es nur die Dinge gibt, die man messen, greifen und wiegen kann. Ich weiß aus meiner eigenen praktischen Erfahrung als Arzt, daß es mehr Dinge gibt, als wir zu wissen glauben. Gerade das menschliche Hirn stellt noch eines der größten Rätsel in der medizinischen Geschichte und Erforschung dar, Fred. Ich bin überzeugt davon, daß dem Hirn Kräfte innewohnen, über die es mal zu Beginn seiner Entwicklung verfügte, oder das es jetzt, im Lauf seiner Zeit, langsam entwickelt Telepathie, Telekinetie – das alles ist möglich, daran zweifle ich nicht. Nur wenige Menschen verfügen über diese scheinbar übernatürlichen Gaben. In Wirklichkeit aber schlummert die Kraft dazu in allen Hirnen dieser Welt. Man muß diese Kräfte nur entwickeln. Ich habe nichts mit Ihrem Hirn gemacht, Fred, um auf die Frage einzugehen, die Sie vorhin an mich stellten. Aber es ist nicht ausgeschlossen, daß Ihr eigenes Hirn, um zu überleben, etwas getan hat, wovon ich keine Ahnung habe. Der menschliche Organismus ist manchmal zu den ungewöhnlichsten und vor allen Dingen unplanmäßigen Reaktionen fähig. Sie empfangen Bilder und Worte. Ich bin überzeugt davon, daß dies der Wahrheit entspricht, daß diese Dinge nicht auf Halluzinationen zurückzuführen sind. Unsere Techniker können erst seit einigen Jahrzehnten Funkwellen in Bilder und Geräusche umwandeln. Unsere Welt ist voll von diesen Wellen, schon aus der fernen Vergangenheit. Die hat man noch nicht aufnehmen, verstärken und wiedergeben können. Dabei geht nichts verloren von dem, was mal auf der Erde geschehen ist. Ich bin deshalb überzeugt davon, daß Sie tatsächlich Dinge empfangen, die mal gewesen sind, daß Ihr Hirn eine Art Trafo ist. Eines allerdings macht mich stutzig, Fred: Mit Ihrer Behauptung, daß diese Dinge, die Sie mir schildern, parallel zu unserer Zeit passieren, kann ich nichts

anfangen.«

»Ich weiß, daß es jetzt geschieht…«

»Auch die Vergangenheit war mal ein Jetzt, Fred! Das Leben hat Spuren hinterlassen. Die Gedanken der damals Existierenden wurden zu Wellen, die seit eh und je in der Atmosphäre vorhanden sind. Unsere Hirne sind kleine elektrische Sender. Sie strahlen aus und sie empfangen. Sie wurden zum Empfänger! Das alles ist noch begreifbar und erklärbar. Aber ich möchte Sie vor einer Überschätzung der Dinge bewahren, um zu verhindern, daß Sie einen geistigen Schaden davontragen, der nicht mehr zu beheben ist.«

»Hier muß ich Ihnen widersprechen, Doc.« Reedstones Selbstsicherheit und Natürlichkeit war entwaffnend. »Und es passiert doch in diesen Sekunden. Was mal war – kann trotzdem sein. Zeit und Raum sind ewig und unveränderlich. Wir leben in unserer Eigenzeit – die Geschöpfe, die vor uns existierten, lebten in einer Eigenzeit und leben noch in ihrer Eigenzeit.«

Samuel Warlock seufzte. Er griff nach seinem Glas. »Ich bewundere Sie. Und ich habe Angst vor Ihnen, Fred«, sagte er unvermittelt. »Ich muß Ihnen ehrlich gestehen, daß ich nicht mitkomme. Aber wir wollen das Philosophieren doch lassen. Sprechen wir über das, was in Ihrem Hirn vorgeht. Vielleicht finden wir auf diese Weise die Lösung. Lassen Sie mich noch mehr wissen!«

Reedstone lächelte. »Sie sagen das, als würde ich Ihnen bloß eine Geschichte erzählen. Doc, ich kann Sie nicht mehr wissen lassen, wenn ich nichts sehe, verstehen Sie?«

Warlock nickte.

Reedstone fuhr fort. »Im Moment sehe ich nichts.« Er schloß die Augen und schüttelte den Kopf. »Nein! Dunkel… alles dunkel.«

Seine Lippen wurden schmal, und er öffnete und schloß nervös seine Hände. Die Anspannung, die sich zeigte, als er hier eintraf, war wieder auf seinem Gesicht wahrzunehmen.

»Was ist mit Amina und Taaro. Was mit Throx, der zu ihnen gestoßen ist?« Dr. Samuel Warlock sprach leise, und es schien, als wolle er mit seinen Worten dem Gedächtnis seines Gegenüber nicht aus den Augen. »Können Sie Hellmark und seine Begleiter sehen? Was ist mit Kima?«

»Er ist in das geheimnisvolle Haus gegangen«, murmelte Reedstone. »Ich weiß nicht genau, was er dort will. Nur eines ist mir klar: er täuscht die Menschen, die mit ihm hierhergekommen sind. Ich empfange keine Bilder, Doc. Und doch geht das Geschehen, von dem ich Ihnen einen Eindruck vermitteln wollte, weiter…«

*

Fred Reedstone, der auf geheimnisvolle Weise einen Blick in die Vergangenheit getan hatte, irrte sich nicht.

Auch wenn sein suchender Geist nicht dabei war – entwickelten sich die Geschehnisse nach ihren eigenen Gesetzen.

In der Vergangenheit der Insel Xantilon blieb die Zeit nicht stehen.

Kima, der junge Xantiloner, schritt durch den schmalen, düsteren Korridor. Verborgene Lichtquellen tauchten die Umgebung in magische Dämmerung.

Totenstille herrschte.

Kima schluckte trocken und kaute nervös auf seiner Unterlippe. Die Gedanken in seinem Hirn drehten sich wie ein Karussell. War es richtig, was er tat?

Zweifel beschäftigten ihn, während er dem Ende des langen Korridors entgegenging. In der Dämmerung zu beiden Seiten zeigten sich glimmend schreckliche Gesichter und Fabelwesen, die zu Beginn der Zeiten auf der Erde zu Hause waren.

Das war nicht das Haus des blinden Propheten, wie er den Begleitern eingeredet hatte. Schon früh war er einen anderen Weg gegangen. Er suchte das Haus eines Schwarzen Priesters auf. Er beging Verrat. Auf zweierlei Weise. Aber das wußte in diesen Sekunden nur er.

Ein torbogenähnlicher Durchlaß wölbte sich über ihm. Der Raum, in dem er ankam, erinnerte an einen kleinen Tempel. Verzierte Säulen stützten die graubraune Decke. Auch hier herrschte die geisterhafte Dämmerung, in der das verschnörkelte Mobiliar, die handbreiten Bahnen, die von der Decke hingen und aussahen wie schmale Teppiche und die Gestalt des dunkelgekleideten Mannes hinter dem wuchtigen, mit Büchern und magischen Utensilien beladenen Tisch zu erkennen waren.

Die schmalen, von der Decke herabhängenden Textilbahnen berührten die Schultern des Besuchers.

Der Schwarze Priester hinter dem Tisch blickte ihn aus glühenden Augen an.

Kima fühlte sich unwohl. Nichts anmerken lassen! Er mußte sich zusammenreißen.

»Wer bist du und woher kennst du die geheimen Zeichen, um die magische Schranke zu passieren?« wurde er gefragt. Die Stimme des Priesters hallte dumpf durch die Dämmerung.

»Mein Name ist Kima. Ich habe die magischen Künste studiert. Lange Zeit war ich der Meinung, daß die Kenntnisse der weißen Magie ausreichten, die Geheimnisse des Lebens und des Todes zu ergründen. Das Zeitgeschehen beweist, daß ich auf dem falschen Pfad bin.«

»Es gibt immer mehr, die es einsehen«, erwiderte der Schwarze Priester hinter dem Tisch. Der Mann erinnerte an eine Statue. Er

bewegte sich nicht. »Und du bist nur hierher gekommen, um mir das zu sagen?«

»Nein. Ich bin gekommen, dir ein Angebot zu machen. Mich begleiten vier Fremde, die aus einer anderen Zeit kommen. Ich habe ihnen angeboten, sie in das Reich der Toten zu bringen, damit sie von dort aus nach Xantilon eingeschleust werden können. Ich möchte mich von ihnen trennen.«

»Warum?«

»Ich will es dir anvertrauen: Ich glaube, ich weiß, weshalb sie hierher gekommen sind. Sie wollen den Ablauf der Zeit verändern. Ich habe sie ausgehorcht.«

Kima sah, wie die dunkle Gestalt hinter dem Tisch sich leicht reckte.

»Den Ablauf der Zeit verändern?« Der Schwarze Priester betonte jedes Wort. »Beschreibe mir die Fremden, die du begleitet hast! Ist ein Mann darunter, der groß und blond ist und ein Schwert trägt?«

Die Frage war so gezielt gestellt, daß Kima förmlich erschrak.

»Ja«, sagte er schnell, ohne sich seine Worte zu überlegen.

Apron Kaa, der Schwarze Priester, zuckte ebenfalls sichtlich zusammen.

»Die Propheten«, sagte er schließlich leise, »die Propheten haben ihn seit Jahrhunderten angekündigt. In ihren Weissagungen sprechen sie davon, daß eines Tages ein mutiger Kämpfer kommen wird, der mit einem magischen Schwert ausgestattet ist. Er wird unbesiegbar sein, wenn man seine Wege nicht stört.« Seine Worte klangen wie das Zischen einer Schlange, und der Glanz in seinen Augen verstärkte sich. »Niemand vermochte bisher zu sagen, wann dieser Zeitpunkt sein wird. Die Alten sprachen immer nur von ›in unseren Tagen nicht‹. Damit meinten sie ihre eigene Zeit. Der geheimnisvolle Fremde ist aufgetaucht. In den Prophezeiungen heißt es, daß niemand wisse, woher er komme. Er kommt aus einer anderen Zeit, sagst du? Der Blick in die Zukunft ist uns verwehrt, auch mit einem noch so mächtigen Zauber haben wir es bisher nicht fertiggebracht zu sehen, was sein wird. Deshalb galt unser Streben nur einer einzigen Sache: Unsterblichkeit zu erlangen, um die Generationen zu überdauern, die Entwicklung zu beobachten und zu beeinflussen. Ich bin nur einer der wenigen, die bereit waren, das alte Wissen und den alten Glauben preiszugeben, um mich dem Neuen zuzuwenden. Dieses Neue nun soll gefährdet sein – jetzt, in diesen Tagen, wo Entscheidungen von allergrößter Wichtigkeit getroffen werden?«

»So sieht es aus«, murmelte Kima. Er merkte, wie die Innenseiten seiner Hände feucht wurden. Erregung stieg in ihm auf. Jetzt kam der Augenblick der Entscheidung. Jetzt mußte er am Ball bleiben. Er wußte, daß jetzt eine ganz bestimmte Frage folgte.

Und sie kam…

»Du kommst hierher und teilst mir diese Dinge mit. Das geschieht nicht umsonst. Was erwartest du dir von deinem Hinweis, Kima?«

»Ich habe mehrere Wünsche…«

»Du bist unverschämt!«

»Ich bin es nicht, wenn du die volle Wahrheit erfährst, Apron Kaa. Die Macht der Schwarzen Priester wächst. Aber selbst ihr und die Dämonen, mit denen ihr euch eingelassen habt, sind nicht imstande, die Rückkehr der Fremden in allen Stufen dieser wichtigen Zeit zu verhindern. Nur ich vermag es. Das Zeitschiff ist derart gesichert, daß kein Dämon eindringen kann, keiner, der sich den Geistern und Dämonen verschrieben hat. Das ist nicht der Fall bei mir. Ich kann eindringen und die Armaturen zerstören. Das Zeitschiff wird unbrauchbar sein, und die Ankömmlinge werden in dieser Zeit gefangen sein, ohne die Hoffnung auf Rückkehr.«

*

Welch teuflischer Plan war da in seinem Hirn gereift!

Er schämte sich und vertrieb die Gewissensbisse, die sich bemerkbar machten.

Ich tue es nicht um meinetwillen, versuchte er sich einzureden. Ich tue es für Xantilon, für die Menschen dieser Insel!

Aber davon sagte er nichts.

Der Schwarze Priester musterte ihn, und Kima hatte das Gefühl, als seziere der Geist des dämonengebundenen Mannes sein Bewußtsein und erforsche dort seine Gedanken.

»Und was ist dein Preis?«

»Weiht mich ein in das Geheimnis, das ihr entdeckt habt! Gebt mir das Ewige Leben!«

»Das ist kein Problem. Weitere Wünsche?«

»Ja. Laßt mich wissen, was ihr mit den Fremden vorhabt.«

»Du interessierst dich für ihr Schicksal?«

»Ja.«

»Ich werde sie töten.«

»Sofort?«

»Ja.«

»Ich halte das nicht für gut. Gönne ihnen keinen schnellen Tod. Laß sie leiden – laß sie einzeln sterben – nacheinander!«

»Warum, Kima?«

»Ich will mich rächen an ihnen. Sie sind schuld am Tod meines Meisters.«

»Was ist geschehen? Laß es mich wissen!«

Kima berichtete vom Auftauchen der Fremden, die ein wichtiges

Ritual gestört hatten. Die angerufenen Geister, die Schatten der Unterirdischen, waren enttäuscht worden und hatten sich gerächt. So stellte er es dar, und es klang glaubwürdig. Er konnte seinen Zuhörer überzeugen.

»Sie sind in diese Welt gekommen, um Veränderungen zu unterbinden«, sagte er abschließend mit heiserer Stimme. »Dazu haben sie kein Recht. Sie sollen diese Welt kennenlernen – mit allen ihren Schrecken. Wenn sie weiterleben, Apron Kaa, wird das schlimmer für sie sein als der Tod. Damit wirst du sie nur erlösen. Tue es dann, wenn du den Zeitpunkt für gekommen hältst!«

»Ich muß nachdenken, Kima.«

Sekunden verstrichen und wurden zu Minuten. Kima kam es vor wie eine Ewigkeit.

»Dein Plan gefällt mir. Er ist gut. – Hast du noch weitere Wünsche?«

»Noch einen einzigen. Verrate mir, wie ich mir die Unterirdischen Untertan mache! Die bisherigen Versuche sind vielversprechend gewesen. Kennst du das Geheimnis der Unterirdischen?«

»Ich versuche es zu ergründen. Wir werden später darüber sprechen, später, wenn alles vorüber ist, wenn ich die Gewißheit habe, daß du kein falsches Spiel treibst, wenn meine Hilfsgeister mir mitteilen, daß das Zeitschiff, von dem du sprichst, wirklich unbenutzbar ist.« Apron Kaa erhob sich. Er war ein großer, hagerer Mann mit ernstem Gesicht und tiefliegenden Augen. Seine helle Haut kam unter der vorgezogenen schwarzen Kapuze kaum zur Wirkung. »Ich habe mich in die Einsamkeit zurückgezogen, um in Ruhe die Zeit abzuwarten, die einen Wendepunkt in der Geschichte der Insel darstellt. Alle reden von Untergang. Das ist Unsinn! Xantilon wird nie untergehen. Die Weißen Priester haben dieses Gerücht in die Welt gesetzt, um die Angst zu schüren. Sie sehen ihre Macht und ihren Einfluß schwinden. Das ist die Wahrheit. Immer mehr erkennen es auch. Nun gehörst auch du dazu, Kima, und es ist gut, daß du den Weg zu mir gefunden hast, daß du nicht, wie du es ursprünglich vorhattest, den blinden Propheten aufgesucht hast. Hör mir gut zu! Ich werde dir genau sagen, wie du weiter vorgehen wirst.«

*

»Da drin scheint es spannend zuzugehen«, meinte Pepe unvermittelt. »Er hat uns doch versprochen, daß wir alle das Haus betreten würden.«

»Nur nicht nervös werden, müder Krieger«, schaltete Björn Hellmark sich ein. »Wir sind hier nicht auf Marlos und nicht in Genf, wo du machen kannst, was du willst.«

»Kann ich nicht«, maulte der Vierzehnjährige, bückte sich und hob einen abgebrochenen Ast auf, von dem er langsam die Blätter abriß. »Überall Verbote und Vorschriften!«

»In Genf vielleicht noch, auf Marlos schon nicht mehr. Dort gibt es doch keinen Winkel, den du noch nicht erforscht hast.«

Ein richtiges Gespräch kam nicht auf. Selbst mit Scherzen wollte es zwischen den Freunden nicht so recht klappen.

Es war, als ob die Beklemmung, die in der Atmosphäre lag, auf ihr Gemüt wirke.

Die Abwesenheit Kimas kam ihnen vor wie eine Ewigkeit, dabei waren noch keine zehn Minuten vergangen, als er wieder zurückkam.

Arson hatte die Zeit genutzt, und sich in der Umgebung umgesehen, als würde er nach Amina und Taaro Ausschau halten, als spüre er deren Nähe.

Als Kima und der hagere Mann in dem dunklen Gewand, auf einen Stock gestützt und die Kapuze weit nach vorn gezogen aus dem Innern des Hauses traten, eilte er schnell aus dem Dunkel herbei und wollte dabei sein, wenn der Prophet seine Aussagen machte.

Kima hielt den alten Propheten an der Hand.

Das Gesicht des Mannes wurde von der Kapuze so stark beschattet, daß die Wartenden nichts vom Antlitz wahrnehmen konnten.

»Ich kann euch nicht sehen«, sagte der Ankömmling mit ruhiger Stimme. »Aber Kima hat mir gesagt, daß ihr zu viert seid. Euer Wunsch ist es, nach Xantilon zu kommen. Ihr wißt, daß dort Verwirrung und Ratlosigkeit herrschen. Die Propheten haben schlimme Zeiten vorausgesagt. Es ist nicht gut, den direkten Weg nach Xantilon zu wählen. Wilde Horden lagern am Wegrand, die Kugelköpfe lauern den Reisenden und den Kriegern auf, die es dennoch riskieren, auf direktem Weg nach dort zu kommen. Ich habe die Geister und Elemente befragt und habe die Auskunft erhalten, daß es gut wäre, das Reich der Toten zu passieren, in dem die gefallenen Krieger ihre Seelen stärken, um zu neuen Taten gerüstet zu sein. Die Zeit, daß die Alten und Jungen wiederkehren, die einst in den Geburtstagen Xantilons die Dämonen und bösen Geister vertrieben, ist gekommen. Die Fahrt der Totenbarken steht unmittelbar bevor. Nutzt die Fahrt der Barken! Jeder Fährmann wird euch dankbar aufnehmen, wenn er erfährt, daß ihr zum Wohl Xantilons in die Stadt wollt. Das Tor zum Reich der Toten steht weit offen. Ich…« der alte Mann unterbrach sich plötzlich. »Unter euch vieren ist einer, der besonders gefährdet ist…«, fuhr er plötzlich mit verändertem Tonfall fort. »Sein Haar ist hell wie das Licht der Sonne, er trägt ein wunderbares Schwert, dem geheime Kräfte innewohnen.«

Björn hielt unwillkürlich den Atem an. Pepe und Rani sahen ihn aus großen Augen an. Sie verstanden von den Worten des Blinden

nichts.

»Was ist?« stieß der Inder hervor und versetzte Björn einen leichten Stoß in die Seite. »Du siehst so erschrocken aus.«

»Ich werde dir nachher alles erklären«, erwiderte Hellmark.

»Sei vorsichtig, junger Freund«, fuhr der falsche Prophet fort. »In Xantilon werden schwere Prüfungen auf dich warten. Es wird viele Schwierigkeiten geben.«

»Schwierigkeiten sind dazu da, um aus dem Weg geräumt zu werden«, bemerkte Björn. »Kannst du mir genauere Angaben machen, Prophet?«

»Ich werde es versuchen«, kam es kaum hörbar über die Lippen des Vermummten.

Totenstille…

Zwei Minuten vergingen. Dann schüttelte der Alte den Kopf. »Die Bilder sind unklar und verworren. Fremde Einflüsse trüben den Blick des unsichtbaren Auges, mit dem ich noch zu sehen vermag. Sei auf der Hut, nur das kann ich dir sagen! Ich spüre, daß dein Leben auf das Höchste gefährdet ist.«

»Wie zeigt sich dir das Schicksal meiner Begleiter, alter Mann?«

»Ich erkenne nichts Besonderes. Die schwarzen Zeichen konzentrieren sich über deinem Haupt. Die Todesvögel werden euren Weg verfolgen.«

»Was sind die Todesvögel?«

»Sie schweben über den Kadavern der Toten, Aasgeier des Grauens, die den Wächtern und Boten aus dem Totenreich die Beute wegschnappen, wenn diese nicht schnell genug sind. Mit deinem Schwert wirst du sie dir vom Leib halten können.«

Björn stellte noch einige gezielte Fragen, erhielt aber nur orakelhafte Antworten darauf, bei denen viele Deutungen möglich waren.

Der Alte drängle sie schließlich zur Eile und wünschte ihnen auf ihrem Weg alles Gute.

Zwei Tage würden sie unterwegs sein.

Bevor sie endgültig gingen, wandte Arson, der Mann mit der Silberhaut, sich nochmal an den falschen Propheten und bat um eine Auskunft für sein Vorhaben.

»Werde ich in Xantilon finden, was ich suche?« fragte er orakelhaft, ohne Genaueres mitzuteilen.

»Du wirst finden, was du suchst«, bekam er aus dem Mund des falschen Propheten zu hören. »Aber die Gefahr, daß du verlierst, was du gesucht hast, ist ungleich größer.«

Sie gingen. Der Vermummte blieb zurück und blickte den Davongehenden nach.

Björn Hellmark, Rani Mahay, Pepe und Kima wurden von der

Dunkelheit aufgenommen.

Der Schwarze Priester schlug langsam seine Kapuze zurück. Um seine schmalen, verkniffenen Lippen zuckte es.

»Narren, die ihr seid«, entrann es seiner Kehle. »Schreitet nur fort, ihr lauft direkt in euer Verderben…!«

*

Die Dunkelheit hüllte sie ein wie ein Mantel. Knorrig und schwarz ragten blätterlose Stämme und Zweige zu allen Seiten aus dem öden Boden.

Der Untergrund war wellig. Die Landschaft, durch die sie schritten, wirkte verwildert und fremdartig, und es schien, als wäre ein Feuersturm über sie hinweggefahren und hätte alles tierische und pflanzliche Leben ausgelöscht.

Seit einer halben Stunde erst waren sie unterwegs. Von der einsamen Hütte des Propheten war nichts mehr zu sehen.

Kima ging stets voran und lief zugig, als wolle er den Weg in das Innere des bergigen Landes so schnell wie möglich hinter sich bringen.

Alles ging glatt. Niemand dachte an etwas Böses.

In einem solchen Moment geschah es.

Ein fernes Grollen kam auf. Plötzlich fegte ein eisiger Wind über sie hinweg.

Die Menschen standen in der ersten Sekunde wie erstarrt.

Ein Krachen und Bersten und Zittern lief durch die mächtigen, schwarzen Stämme und den Boden unter ihren Füßen.

»Ein Erdbeben!« brüllte Pepe.

Es ging alles unerwartet schnell.

Krachend und splitternd wurden Bäume aus dem Boden geschleudert, als würde eine Riesenhand sie herausreißen. Der Erdboden wölbte sich, als ob ein gigantisches Ungetüm sich unter seinen Füßen rege.

Vor ihnen riß der Boden auf, und eine Fontäne heißen Wassers jagte zischend in die Luft. Der heiße Dampf schlug in ihre Gesichter.

»Flieht!« Kimas Ruf war kaum zu vernehmen. Er wurde verschluckt von den ohrenbetäubenden Krachen der Donnerschläge, von dem chaotischen Lärm, der aus Himmel und Erde gleichzeitig hervorbrach.

Gewaltige Erdbrocken flogen durch die Luft.

Rani Mahay bekam einen solchen Brocken mitten gegen die Brust. Der muskelbepackte Inder flog zurück, und die Luft entwich pfeifend seinen Lungen.

Mahay stürzte. Er verschwand hinter einer Bodenwelle.

Die Menschen wurden durcheinandergewirbelt wie eine Gruppe aufgescheuchter Hühner.

Björn sah gerade noch, wie Kima davon spritzte und sich vor einem umkippenden Baum in Sicherheit brachte.

Dann erwischte es auch ihn.

Die Erde unter ihm riß auf.

Wie ein gigantisches Maul öffnete sie sich, und er stürzte in eine schwarze Tiefe. Bäume und Erdbrocken und etwas Großes, Dunkles, das Ähnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt hatte, wurden von dem Erdspalt ebenfalls geschluckt.

Hellmark packte das nackte Grausen.

Ein blitzschneller Gedanke überfiel ihn. Ich muß Macabros entstehen lassen!

Aber was hätte er in diesem Moment, da alles drunter und drüber ging, mit seinem Zweitkörper ausrichten können?

Er wußte es selbst noch nicht, und die Zeit, eine Entscheidung zu treffen, blieb ihm nicht.

Felsige, schwarze Erde… Er rutschte an ihr entlang.

Etwas Hartes krachte gegen seinen Kopf.

Ein Stein? Eine Erdscholle? Ein Baum?

Er hatte das Gefühl, als würde ihm der Schädel von der Schulter gerissen.

Ein einziger, dröhnender Gong! Ein Donnerschlag! Ein Blitz spaltete den Himmel, daß das grelle Licht in sein Bewußtsein drang; er glaubte, direkt in die Sonne zu stürzen.

Dann war absolute Nacht. Kein Geräusch mehr.

Hellmark stürzte in eine unbekannte Tiefe – und die Erde über ihm schloß sich wieder.

*

Kima rollte über den sich schüttelnden, knirschenden Boden.

Der Wind pfiff über ihn hinweg. Äste und Zweige brachen wie Streichhölzer von den Bäumen und wurden gegen seinen Körper geschleudert.

Kima preßte sich eng an den Boden, als wolle er mit ihm verwachsen. Er spürte das Zittern, hörte das Knirschen, das unter seinem Körper hinweglief, und Entsetzen ergriff sein Herz.

Das Brüllen und Tosen dauerte keine fünf Minuten.

Die aufrührerische Natur beruhigte sich wieder. Der Wind legte sich, das Donnern verebbte, die Erde blieb still.

Einen Erdstoß von solcher Stärke hatte der junge Xantiloner noch nie erlebt.

Schweratmend, sich den Schmutz und den Staub von der Kleidung klopfend, stand Kima auf.

Ein fiebriges Licht glühte in seinen Augen, sein Gesicht war weiß

wie ein Leintuch.

Kima mußte sich an einem schrägstehenden Baum, der mit seinem Wurzelwerk halb aus dem Boden ragte, stützen.

Seine Blicke schweiften in die Runde.

Er sah in der Dunkelheit eine Gestalt davonlaufen und hörte ganz in der Nähe ein leises Stöhnen, einen Fluch. Das war Rani Mahay.

Von Pepe und Björn Hellmark keine Spur.

Der plötzliche Erdstoß war kein Zufall!

Kimas Herz schlug wie rasend.

Apron Kaa hatte eingegriffen. Es lief alles genauso ab, wie sie es besprochen hatten.

Innerhalb einer halben Stunde nach ihrem Weggang wollte Apron Kaa die Elementargeister dazu bringen, dieses Ereignis auszulösen, um ihn, Kima, von der Gruppe zu trennen. In dem allgemeinen Chaos würde niemand auf die Idee kommen, daß er sich abgesetzt hatte.

Jeder mußte denken, daß die Erde ihn verschluckt oder eine heftige Sturmbö ihn davon geweht hatte.

Das war der beste Augenblick unterzutauchen.

Aber er klebte förmlich an dem Baum. Er wollte hundertprozentige Gewißheit haben. Er hatte dem abtrünnigen Priester, der sich ganz der Schwarzen Magie und dem Dämonenkult zugewandt hatte, das Versprechen abgenommen, alle nur zu erschrecken und niemand zu Schaden kommen zu lassen.

Hatte Apron Kaa sich daran gehalten.

Es sah so aus.

Kima registrierte Bewegung und Geräusche in der Nähe. Das alles ließ darauf schließen, daß Apron Kaa tatsächlich nur einen Schreckschuß abgefeuert hatte.

Es war Zeit zum Handeln! Nicht länger zögern! Es war ihm, als ob er einen Stoß in den Rücken erhalte. Er warf sich nach vorn.

Wie ein Roboter, ohne eigenen Willen, lief er über die aufgeworfene Erde und tauchte in der Dunkelheit unter, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen.

Sein Hirn fieberte.

Kima spielte ein gewagtes Spiel. Das wußte er. Er hatte Hellmark und die anderen, die ihm vertrauten, absichtlich in diese Falle geführt.

Aber sie leben, dröhnten die Gedanken in ihm. Das ist die Hauptsache! Sie sind starke Kämpfer. Alle. Jeder auf seine Weise. Wenn Xantilon je eine Chance hatte, dann nur diese! Fremde konnten den Frieden bringen.

Hellmark und die anderen lebten. Sie würden ihr Ziel erreichen. Männer, die es wagten, aus einer anderen Zeit hierher zu kommen, den Kampf mit den Geistern und Dämonen aufzunehmen, Männer, die Tod und Teufel nicht fürchteten – die würden es auch schaffen, sich

nach Xantilon durchzuschlagen. Den Weg zum Reich der Toten kannten sie. Er hatte ihn genau beschrieben.

Kima spielte ein doppeltes Spiel. Gewissensbisse plagten ihn. Er war traurig. Über sich selbst. Es war nicht richtig, was er tat. Nicht mal im Traum hatte er daran geglaubt, daß er je so tief sinken würde. Not und Sorge trieben einen Menschen zu Handlungen, deren er sich schämte und die er dennoch durchführte.

Es gab für ihn kein Zurück mehr, nur noch ein Vorwärts.

Er taumelte durch die Nacht, legte keine Pause ein und merkte, wie er schwächer und müder wurde. Aber nichts hielt ihn auf.

Sein Ziel war das Zeitschiff.

Und das erreichte er.

Als er davorstand, klopfte sein Herz zum Zerspringen, und der Schweiß tropfte von seiner Stirn.

Unendliche Stille hüllte ihn ein. Er war allein mit sich und seinen Gedanken…

Der Plan war in sein entscheidendes Stadium getreten.

Noch konnte er zurück und… Konnte er es wirklich? Nein! Zuviel war geschehen, zuviel stand auf dem Spiel.

Er mußte Apron Kaa davon überzeugen, daß es ihm ernst und er wirklich so verderbt war, wie er es vorgegaukelt hatte. Kima war überzeugt davon, daß er seine Rolle bisher prächtig gespielt hatte.

Er stieß mit dem Fuß gegen kopfgroße Steine, ausgetrocknete Knüppel und Stöcke, die in der Landschaft herumlagen.

Einen besonders großen und massiven Knüppel von der Stärke eines Männerarms hob er auf und wiegte ihn in seiner Hand.

Noch fünf Schritte bis zum Eingang des Zeitschiffes. Jeder Schritt versetzte ihm einen Stich in sein Herz.

Er war ein Mensch. Die Elektronik des Schiffes war so ausgerichtet, daß sie einem Menschen, der sich dem Eingang von außen näherte, jederzeit Einlaß gewährte.

Kima hatte das Gefühl, beobachtet zu werden. Er blieb stehen, und drehte sich langsam um.

Tausend Augen gleichzeitig schienen jede seiner Bewegungen zu verfolgen. Er sah diese Augen nicht, aber er wußte, daß es sie gab.

Ihn fröstelte.

Zum ersten Mal empfand er die Nähe der beobachtenden und lauernden Geister und vermeinte, ihr Kichern und Schmatzen zu hören.

Er gab sich einen Ruck.

Noch ein Schritt. Da stand er vor dem Eingang, die metallische Tür wich lautlos zurück und gab den Einlaß frei.

Der Korridor lag vor ihm. Sanftes, weiches Licht…

Er hielt den Atem an, als er den Weg ging, den er schon mal mit

den anderen gegangen war. Nun war er allein.

Dann stand er in der Zentrale des Zeitschiffes. Die Erregung packte ihn. Vor seinem geistigen Auge lief noch mal alles ab, was sein würde, wenn durch seine Hand die Armaturen und Apparate zerstört waren.

Dann schuf er die Voraussetzungen, daß die Männer, die mit diesem Schiff gekommen waren, alles daransetzen würden, um die Gefahrenquellen zu beseitigen, die für diese Welt bestanden. Wenn sie weiterlebten, mußten sie sich dieses Leben so leicht wie möglich gestalten. Xantilon würde dann zu ihrem eigenen Lebensraum werden… Er schloß drei Sekunden lang die Augen.

Nicht schwach werden, schoß es ihm durch den Kopf.

Er holte aus und schlug zu.

Es krachte und barst. Der harte Knüppel fuhr auf die Tastaturen nieder. Glas und Plastikteile platzten, wie Federn schnellten Drähte und glühende Kabel hervor. Funken sprühten. In der verborgenen, hochempfindlichen Elektronik der Maschine knirschte und seufzte es, als würden lebende Wesen gefoltert und gequält!

Ein zweiter Schlag!

Glassplitter flogen wie wütende Hornissen durch die Luft.

Immer wieder schlug Kima zu. Von seinem Gesicht tropfte der Schweiß, und wie Blei floß das Blut durch seine Adern.

Er tobte und wütete wie ein Berserker und zertrümmerte die Schalttafeln. Keine Lampe, kein Knopf blieb ganz.

Es fauchte und zischte in den hinter den Wandverkleidungen liegenden Apparaturen. Lange Flammenzungen leckten über die plastikverkleideten Schalttafeln, es stank verschmort.

Wie Gedärme hingen kupfer- und silberfarbene Kabel aus den aufgeplatzten Wandungen, schleiften auf dem Boden, und kleine blaue Flammenzungen leckten darüber hinweg.

Ätzender Rauch stieg auf und verflüchtigte sich ebenso schnell wieder, wie er aufgetreten war. Die Flammen erloschen. Es kam zu keinem Brand.

Kima zertrümmerte noch die Bildschirme. Im Innern der Zentrale des Zeitschiffes dröhnte es, als ob ein Gewitter sich entlade.

Dann kam die Stille…

Kima stand mit vornübergebeugtem Oberkörper gegen eine Säule gelehnt. Seine Brust hob und senkte sich unter schnellen Atemzügen. Er ließ den Knüppel fallen. Dumpf hallend schlug er zu Boden.

Kima preßte die heiße, fiebrige Stirn gegen seine Hand, die er gegen die Säule legte.

Ein trockenes Schluchzen schüttelte seinen Körper.

Jetzt kam der Kater, jetzt kamen dir Vorwürfe…

Aber jetzt gab es auch kein Zurück mehr…

Kima war nervlich am Ende. Er hörte Geräusche und Stimmen, wo

nichts war, und er zuckte zusammen, weil er glaubte, jemand käme in das Schiff.

Die Dämonen, die draußen lauerten?

Nein! Auch jetzt noch wirkte die geheime magische Abwehrkraft. Das Schiff war technisch ein Wrack, würde so leicht nicht zu reparieren sein und war möglicherweise ohne wichtige Ersatzteile überhaupt nicht mehr funktionstüchtig.

Kima atmete tief durch, schob mit einer müden Fußbewegung den Knüppel durch die Kabine und ging langsam und mit schlurfenden Schritten durch den Korridor.

Er nahm alles wahr wie durch einen Schleier. Seine Lungen verlangten nach frischer Luft.

Er fühlte sich elend und benommen und glaubte, jeden Moment zusammenbrechen zu müssen.

Er torkelte durch den Durchlaß und erreichte das Freie.

Sterben, drängte sich ihm der Gedanke auf. Ich möchte am liebsten sterben… Ich kann niemand mehr unter die Augen treten. Ich habe die Existenzen von vier unschuldigen Menschen aufs Spiel gesetzt. Aus reinem Egoismus.

Oder aus Heldenmut? meldete sich da eine andere Stimme in seinem aufgewühlten Bewußtsein. Man muß doch auch mal die andere Seite betrachten. Ich habe die Chance geschaffen, Xantilon einen neuen Start zu geben.

»Gute Arbeit, Kima«, sagte da eine andere Stimme.

Das war nicht seine eigene innere Stimme. Die Worte drangen von draußen an sein Ohr, und der Angesprochene fuhr zusammen.

Er warf den Kopf empor.

Vor ihm stand Apron Kaa.

*

Dieses harte, böse Lächeln auf seinen Lippen verhieß nichts Gutes.

Kima empfing die bildlichen Eindrücke nur verschwommen. Er mußte mehrmals die Augen schließen und wieder öffnen, ehe er die dunkle Gestalt besser erkannte.

»Apron Kaa?« murmelte er tonlos.

Er registrierte Bewegung in der Luft um sich herum.

Da waren noch andere, außer Apron Kaa.

Die Brut aus dem Dämonenbereich.

Wie Nebel, der langsam kompakte Form annahm, wirkten sie. Bizarre Gesichter, rote Zähne, grüne Haare, die an Schlangen erinnerten, klauenartige Hände und Füße. Apron Kaa und seine Helfershelfer standen vor ihm.

»Warum bist du gekommen, Apron Kaa? Warum hast du sie

mitgebracht?«

»Immer eine Frage nach der anderen, Kima. Ich bin gekommen, um mich davon zu überzeugen, ob du auch wirklich wahr machst, was du mir zugesagt hast.«

»Du siehst, daß ich Wort gehalten habe. Warum sollte ich es auch nicht tun?« Seine Stimme klang unsicher, und ein Verdacht stieg in ihm auf.

»Deine zweite Frage, Kima: Ich wollte dir meine Freunde vorstellen, denn es werden von nun an auch deine Freunde sein.«

Kima schluckte. Die Art und Weise, wie Apron Kaa das sagte, verstärkte sein Mißtrauen und seine Angst.

Der Kreis der Schrecklichen um ihn herum verengte sich. Mittelpunkt blieb Apron Kaa, dessen dunkle, glanzlosen Augen auf ihn gerichtet waren.

Die Nähe der unheimlichen Geister aus einem Reich, von dem er schon gehört, das er jedoch noch nie mit wachen Sinnen gesehen hatte, irritierte und ängstigte ihn, und es zeigte ihm gleichzeitig, daß er sich auf etwas eingelassen hatte, was er eigentlich nicht haben wollte.

»Du hast mich unter- und dich überschätzt, Kima«, fuhr Apron Kaa unvermittelt fort, und seine Stimme klirrte wie Eis. »Hast du wirklich geglaubt, mich hintergehen zu können?«

Die Worte hallten wie ein Echo durch seine Ohren, dröhnten in seinem Kopf, und das Rauschen seines Blutes mischte sich darunter.

»Dich hintergehen?« hörte er sich kraftlos sagen. »Wie käme ich dazu? Ich habe die Armaturen zerstört – geh und überzeuge dich selbst davon.«

»Das geht nicht. Ich kann die Schwelle in das Schiff nicht überschreiten. Der Bann, Kima, der Bann hält mich zurück. Dich aber hat er nicht aufgehalten…«

Da erkannte er den Fehler, den er begangen hatte.

Er brauchte es erst gar nicht auszusprechen. In Apron Kaas Augen las er, daß sein Gegenüber genau wußte, was in ihm vorging.

»Richtig, Kima. Du hast dich als Bösewicht getarnt. Du bist selbst mit bösen Gedanken hier eingedrungen. Das konntest du, denn du bist ein Mensch. Wenn deine Absicht aber wirklich von dämonischen Überlegungen geleitet gewesen wären, hättest du sie nie in die Tat umsetzen können. Du bist nicht wirklich den Geistern verbunden, die du gerufen hast und mit denen ich nun gekommen bin. Du sollst die ganze Wahrheit kennenlernen. Schon schnell habe ich deine wirkliche Absicht durchschaut. Du wolltest mich zum Sklaven deines Willens machen. Umgekehrt ist es eingetreten. Ich bin zum Schein auf deinen Vorschlag eingegangen, denn er birgt in der Tat eine ganze Reihe Vorteile. Für mich. Nicht für dich. Die Menschen, deren Leben du

noch eine Zeitlang erhalten wolltest, werden nun daran gehindert, in ihre eigene Zeit zurückzukehren. Die Absicht aber, die du bezwecktest, wird sich nicht erfüllen. Die Überlebenden werden sich auf den Weg zum Totenreich machen. Doch dort erwartet sie nicht Hilfe, sondern Untergang. Auch das Reich der Toten wird zum Teil von den Mächten kontrolliert denen ich diene und die mir das ewige Leben versprochen haben. Sie laufen direkt in die Falle.«

Kimas Mundwinkel klappten herunter.

Warnen, grellte der Gedanke in seinem Hirn auf. Ich muß sie warnen!

»Holt ihn euch! Er gehört euch!« stieß Apron Kaa in dieser Sekunde haßerfüllt hervor. »Er hat uns betrogen!«

Es zischte und fauchte. Die unheimlichen Schreckgestalten glitten wie Schatten auf ihn zu.

Ihre Klauenhände griffen nach ihm.

Dieser Übermacht war er nicht gewachsen.

Er warf sich herum. Zurück in das Schiff! Dort bin ich sicher, dorthin können sie mich nicht verfolgen!

Dieser Gedanke war richtig. Doch er konnte ihn nicht ausführen.

Der Kreis schloß sich. Der Rückzug in das Schiff war ihm versperrt.

Er lief seinen schaurigen Widersachern genau in die Arme. Er schrie. Seine Schreie hallten durch diese apokalyptische Nacht, in der die Gesetze der Schwarzen Magie und Schwarzen Priester immer stärker zum Tragen kamen.

Kima schlug um sich.

Er merkte, wie seine Hände gegen schmierige, breiige Körper klatschten, wie es hohl aufklang. Er wurde zu Boden gerissen. Er erhielt Tritte in die Seite, man riß seine Arme empor und zerriß sein Gewand.

Die Geister und Dämonen, die Abgesandten eines grausigen Pandämoniums, schleiften ihn über den harten Boden. Seine Haut brannte wie Feuer.

»Laßt mich los! Was wollt ihr mit mir?« brüllte er voller Entsetzen.

Wie ein Spielball wurde er durch die Luft geschleudert. Er nahm das alles nur noch wahr wie in einem schrecklichen, nicht endenwollenden Alptraum.

Er schlug noch immer um sich und trat auch. Seine Schläge und Tritte gingen ins Leere.

Er erblickte die großen, häßlichen Gesichter mit den rotglühenden Augen wie durch einen Schleier, der von Zeit zu Zeit aufriß.

Er glaubte, ihm würden Beine und Arme abgerissen, so fühlte er sich. Die Schreckensboten aus einer dämonischen Welt schienen sich um ihn zu streiten.

Er bekam das alles nicht mehr richtig mit. Er war erledigt und am

Ende seiner Kraft.

Es hagelte Schläge und Fußtritte. Messerscharfe Klauen bohrten sich in seine Haut und rissen sein Fleisch auf. Heiß wie flüssige Lava schoß das Blut aus den Wunden.

Er bewegte die Lippen, und sagte etwas mit brüchiger Stimme, verstand aber den Sinn seiner eigenen Worte nicht mehr.

Schließlich hüllte eine wohltuende Ohnmacht seinen Geist ein.

Da erst ließen die Quälgeister von ihm ab, lachten und kicherten, vermählten sich mit der dunklen, brodelnden Luft und lösten sich auf. Zurück blieb nur Apron Kaa, der Priester des Bösen.

Er blickte auf den schlaffen, zerschundenen Körper herab, in dem noch ein Lebensfunke war.

Apron Kaa hob in beschwörender Geste beide Arme und murmelte geheimnisvolle Worte, die wie das Zischen und Fauchen der Geister und Dämonen klangen, die eben noch die Szene bestimmten.

Kima atmete kaum.

Er bekam von alledem nichts mehr mit.

Es war gut, daß er die flatternden Schatten nicht bemerkte, die Apron Kaa rief.

Große Vögel mit nackten Hälsen und spitzen, gezackten Schnäbeln tauchten aus der Finsternis auf, gaben schnatternde, grelle Laute von sich und stürzten auf die Beute herab.

*

»Es hat keinen Sinn, so kommen wir nicht weiter«, sagte Fred Reedstone unvermittelt. Das Gespräch führte in der Tat zu nichts. Sie waren dabei, die gegenseitigen Standpunkte abzuklären.

»Ich bin hierher gekommen, in der Hoffnung, daß Sie mir einen Rat geben können, eine Erklärung, Doc«, fuhr er fort. »Ich sehe, daß das nicht der Fall ist. Ich hatte den Wunsch, mit jemand zu sprechen, der mich genau kennt…«

Samuel Warlock fiel ihm ins Wort: »Also bedrückt Sie das Erleben doch, obwohl Sie es vorhin noch abstritten, Fred?«

»Nein, es ist keine Besorgnis – oder doch, auf andere Weise allerdings, als ich es Ihnen plausibel machen kann, Doc…«

»Versuchen Sie es wenigstens!«

»Es ist vielleicht so: Ich sorge mich nicht um die Tatsache, daß ich diese Dinge empfange… Ich sorge mich um die Schicksale der Menschen, die dem Grauen einer Welt ausgesetzt sind, dem sie nicht gewachsen sind… ich möchte ihnen helfen. Es muß doch einen Sinn ergeben, daß ausgerechnet ich diese Bilder empfange, daß ausgerechnet ich davon weiß. Was soll ich tun, Doc?«

»Gehen Sie nach Hause, Fred! Unternehmen Sie nichts – auch

wenn Sie glauben, etwas tun zu müssen! Sie müssen sich vor allen Dingen von dem Gedanken freimachen, in jene Zeit reisen zu wollen, aus der Sie die Eindrücke empfangen. Das geht nicht, das ist ausgeschlossen. Der Gedanke daran – diesen Eindruck habe ich besonders gewonnen – läßt Sie einfach nicht los.«

»Sie haben recht, Doktor.«

»Und gerade das kann zu einem Wahn führen, Fred. Hüten Sie sich davor!«

»Das ist einfacher gesagt als getan, Doc. Ich will nicht in die Zeit reisen, ich muß… Zunächst in Gedanken. Aber seit ich hier bin, ist ein Gefühl in mir wachgeworden, das ich Ihnen noch nicht mitgeteilt habe, und das ständig stärker in mir geworden ist. Es ist der Gedanke, daß mein Leben, mein Schicksal auf eine unerklärliche Weise mit dem Leben und dem Schicksal jener Menschen verbunden ist, von denen ich Ihnen berichtet habe. Mit ihrem Schicksal wird sich auch das meine erfüllen.«

Er nickte und sah nachdenklich aus. Er reichte dem Gehirnchirurgen die Hand und verabschiedete sich. Warlock machte ihn noch darauf aufmerksam, daß er den Fall näher untersuchen wolle, und bestellte ihn aus diesem Grund in die Klinik, wo er sich morgen früh einfinden sollte.

Fred Reedstone sagte weder ja noch nein, und Warlock war sicher, daß der Mann ihn überhaupt nicht gehört hatte. Seine Gedanken durchpflügten wohl eine andere Welt.

*

Dr. Samuel Warlock blickte aus dem Fenster und sah, wie sein Besucher das Haus verließ. Nur wenige Schritte vom Eingang entfernt parkte ein Chrysler älterer Bauart. Seit seinem Unfall hatte Reedstone sich auf kein Motorrad mehr gesetzt.

Der Chirurg sah, wie Reedstone startete. Er verhielt sich umsichtig im Verkehr, und der Wagen machte keinen Satz nach vorn, sondern rollte ruhig an.

Der Fahrer fädelte sich in den fließenden Verkehr ein, und schon eine halbe Minute später konnte der Arzt nicht mehr erkennen, welche der roten Rücklichter zu dem Fahrzeug Reedstones gehörten, die sich die Highway hinaufschlängelten.

Nachdenklich schloß Warlock das Fenster, schenkte sich noch einen Whisky ein und zündete dann eine Zigarette an. Tief inhalierte er.

Er ging durch die Wohnung. Das Hausmädchen hatte vor einer Stunde schon das Apartment verlassen. Nach der Ankunft Reedstones bestand Warlock darauf, nicht gestört zu werden.

Auf dem Küchentisch lag ein Zettel.

»Essen steht im Kühlschrank. Gruß, Sally.«

Warlock nahm sich die Silberplatte, die mit einer Folie abgedeckt war. Frisch belegte Wurst- und Käsebrote, grüne Paprikastreifen und Tomatenscheiben lagen darauf.

Warlock begann zu kauen. Aber obwohl die Abendbrotzeit längst verstrichen war, wollte sich kein rechter Hunger bei ihm einstellen.

Immer wieder warf er einen Blick auf seine Uhr.

Kurz vor zehn. Zu spät, um noch in der Klinik anzurufen, zu früh, um es in der Wohnung des Kollegen Jackson zu versuchen. Um diese Zeit war er von der Klinik unterwegs in seine Wohnung.

In zehn Minuten aber konnte er es versuchen.

Lustlos kaute er auf seinem Brot herum, schob Paprikastreifen und Tomatenscheiben zwischen seine Zähne.

Das Warten kam ihm vor wie eine Ewigkeit.

Eine alte Uhr im Wohnzimmer begann zu gongen. Zehnmal.

Warlock erhob sich sofort, ging zum Telefon und betätigte die Wählscheibe. Es klingelte viermal. Dann wurde abgehoben.

»Yeah?« fragte jemand in breitem Texanisch. Jackson konnte seine Herkunft schlecht vertuschen.

»Warlock hier, Dean.«

»Man meint, du hättest Röntgenaugen«, bekam er zu hören. »Ich bin gerade erst angekommen. Kaum trete ich durch die Tür, schlägt der Apparat an. Zehn Sekunden früher, und du hättest mich nicht erreicht.«

Warlock lachte leise. »Intuition, mein Lieber. Ich wußte einfach, daß du jetzt nach Hause kommst.«

»Daß es heute Punkt zehn Uhr geklappt hat, ist ein Wunder, Sam. Den Verkehr in der Innenstadt kann man nicht vorausahnen. Aber offenbar bist du besser über die Verkehrssituation unterrichtet als die zuständigen Cops. Kannst du etwa in die Zukunft sehen?«

»Nein, aber in die Vergangenheit.«

Pause. Jackson antwortete nicht sofort. »Was meinst du damit?« fragte er plötzlich interessiert, und seine Stimme klang verändert.

»Ich meine es wörtlich, Dean. Ich hatte dir versprochen, dich anzurufen, wenn es soweit ist…«

»Sam!« entfuhr es dem Gesprächspartner am anderen Ende der Strippe. »Willst du etwa damit sagen…«

Er unterbrach sich selbst.

»Ja, Dean. Das will ich damit sagen. Mein Experiment ist gelungen. Allerdings nicht ganz so, wie ich es erwartet oder erhofft habe. Etwas ist schiefgelaufen. Aber ob es wirklich ein Fehler ist, wird die nahe Zukunft beweisen.«

»Moment«, brummte Jackson in seinen Bart. »Das muß ich erst verdauen – und ich muß wissen, ob du dir auch keinen Scherz mit mir erlaubst. Sprechen wir von einunderselben Sache? Von Fred

Reedstone?«

»Ja.«

»Hast du ihn gesehen, gesprochen?«

»Er war sogar hier Dean.«

»Wie kam er auf diese Idee?« Jacksons Stimme klang rauh.

»Er suchte Rat.«

»Und Trost?«

»Das eigentlich weniger.«

»Du bist ein Hexenmeister, Sam. Aber ich kann es noch immer nicht glauben, daß sich da wirklich etwas anbahnt. Ich möchte gern Genaueres wissen.«

»Nicht hier am Telefon, Dean. Ich mach dir einen Vorschlag: Fahr rüber zu mir! Bei einem Drink läßt es sich gemütlicher über alles reden. Ich brauche möglicherweise deine Hilfe. Die Wahrscheinlichkeit, daß ich Reedstone noch mal unters Messer bekomme, ist groß.«

*

Er pfiff ein leises Lied vor sich hin, einen Song aus den sechziger Jahren »Just a Walking in the Rain«. Die Hits aus jenen Tagen waren im Augenblick wieder aktuell.

Fred Reedstone hatte zunächst vor, direkt nach Hause zu fahren. Dann besann er sich eines anderen.

Halb auf dem Weg in seine Wohnung in der Bronx, bog er an einer Kreuzung statt links nach rechts ab und blieb in Manhattan.

Er fuhr direkt in die 125. Straße. Vor einem der modernen Apartment-Hochhäuser suchte er sich einen Parkplatz, verließ den Wagen und schloß ihn ab.

In einem achtzehnstöckigen Hochhaus wohnte Cindy. Das war die Schwester von Eliza, die bei dem Motorradunfall ums Leben gekommen war, und die er sehr geliebt hatte.

Früher war er oft in diesem Haus gewesen, seit dem Unfall und nach seiner Genesung jedoch nicht ein einziges Mal.

Er hatte geglaubt, mit der Erinnerung nicht fertig zu werden. Der Gedanke an die Tote erfüllte ihn stets mit Traurigkeit.

Eliza war bildschön und zärtlich. Sie hatte hier gemeinsam mit ihrer Schwester gewohnt. Sie teilten sich die Kosten für das Apartment.

Nun wohnte Cindy allein, gab die Wohnung aber nicht auf, auch wenn sie für ihre Verhältnisse zu teuer war.

Der glasverkleidete Eingang erinnerte an die Empfangshalle eines Hotels.

Neben den dunklen Klingelknöpfen klebten die Namensschilder der

Bewohner.

Cindy lebte in der elften Etage. Pearson stand da zu lesen.

Auf dem Namensschild der zehnten Etage stand der Name eines Mannes, Larry Brent.

Gedankenversunken drückte Fred Reedstone den Knopf über diesem Namensschild.

Zwei Minuten vergingen. Dann knackte es in der Sprechanlage.

»Ja?« fragte eine leise, angenehme Frauenstimme.

»Cindy? Ich bin es Fred.«

»Fred? Mein Gott, wo kommst du denn jetzt her?«

»Vom Arzt.«

»Unsinn. Du machst Quatsch. Um diese Zeit…«

»Wenn ich es dir sage, Cindy…«

»Du hast getrunken, Fred.«

»Nein. Ich rühre keinen Tropfen mehr an, seit…« Seit dem Tode Elizas, wollte er sagen. Aber das brachte er nicht über die Lippen. »Seit damals«, sagte er deshalb schnell. »Kann ich zu dir hochkommen, Cindy.«

»Ja, natürlich. Ich hoffe, es ist nicht abgeschlossen.« Sie drückte auf den Türöffner. Reedstone schob die Tür langsam nach innen, als der Summer ertönte.

»Alles in Ordnung. Es ist offen, Cindy.«

Er lief die drei breiten Marmorstufen zu den Aufzügen hoch. Beide Aufzüge waren in Betrieb. Der eine rauschte gerade nach oben und hielt in der fünfzehnten Etage. Beim zweiten leuchtete gerade der Knopf zur zehnten Etage auf. Dort stieg entweder jemand ein oder verließ den Lift.

Der aus dem zehnten Stockwerk kam nach unten.

Die Leuchtknöpfe zu den einzelnen Stockwerken flackerten nur flüchtig auf und erloschen sofort wieder.

Der Lift kam in der Etage an. Die Tür wurde von innen geöffnet. Zwei Männer traten heraus. Ein sportlicher junger Typ um die dreißig, blond und rauchgraue Augen. Er bewegte sich federnd, war salopp gekleidet und hielt in der Rechten einen schwarzen, flachen Lederkoffer.

Der Mann, der ihn begleitete, überragte ihn um zwei Köpfe, war breit wie ein Kleiderschrank und fiel durch seinen borstigen Haarschnitt und seinen wilden, roten Bart auf.

Die beiden Männer grüßten, der mit dem roten Bart hielt Reedstone die Tür auf.

»Danke«, murmelte Fred Reedstone.

»Nicht der Rede wert, Towarischtsch«, sagte der Mann mit dem roten Bart.

Die Tür schloß sich.

Durch den schmalen Glasstreifen sah Reedstone noch, daß die beiden Männer mit den schwarzen Koffern es eilig hatten. Draußen vor dem Hauseingang rollte gerade ein Taxi vor. Die beiden aus dem Lift eilten darauf zu. Es sah ganz so aus, als ob sie schnell einen Vorortzug erreichen wollten oder noch zum Flugplatz mußten.

Der Lift zog an und trug ihn nach oben. In der elften Etage stieg Reedstone aus.

Ein langer Korridor. Geruch von Parfüm und Speiseresten. Eine eigenartige Duftmischung.

Er ging den Weg zu Apartment 110 wie in Trance, blieb vor der Tür stehen und nagte an seiner Unterlippe, als überlege er, ob er wirklich den Besuch machen sollte oder nicht.

Ein Geräusch erfolgte hinter der Tür. Am Spion huschte ein Schatten vorüber, dann wurde von innen der Schlüssel umgedreht.

Cindy Pearson öffnete. Sie trug einen cremefarbenen Morgenmantel aus Velours, der bis zu den Knöcheln reichte, aber bis zu den Schenkeln geschlitzt war.

Darunter hatte Cindy nackte Beine.

Ein gewagter Ausschnitt zeigte den Ansatz kleiner fester Brüste. Das goldschimmernde Harr lang, schwarz die Augenbrauen, glänzend die Augen. Ein sinnlicher Zug lag auf Cindys Gesicht.

Mit einem Blick erfaßte Fred Reedstone die Situation.

Am Garderobehaken hing eine dunkelgrüne Samtjacke. Das Jackett eines Mannes! Der Geruch von Tabak lag in der Luft, als hätte jemand kurz zuvor eine Pfeife geraucht.

»Du bist nicht allein, Cindy, nicht wahr?«

»Im Moment nicht, nein.«

Die Tür zum Wohnzimmer stand weit offen. Die Tür zur Küche war angelehnt, ebenso die zum Schlafzimmer. Von dort vernahm Fred Reedstone ein leises Rascheln, als ob jemand sich im Bett bewege.

Cindy griff nach seiner Hand. »Kann ich dir einen Drink anbieten? Etwas zum Essen, Fred?«

»Nein, danke.«

»Komm ins Wohnzimmer, ich werde dir…«

»Es tut mir leid, daß ich dich gestört habe, Cindy. Das wollte ich nicht.«

Sie winkte ab. »Nicht der Rede wert, Fred. Vielleicht ist es ganz gut so. Es wäre doch nicht viel daraus geworden. Ken ist hier. Du kennst ihn auch.«

»Der bei den Panthers spielt?«

»Genau der. Ein hervorragender Footballspieler, sieht blendend aus, und es scheint, als ob er Karriere mache. Ein schöner Mann, der mal viel Geld haben wird! Aber das Gefäß ist hohl, Fred! Er versteht eine Menge vom Fußball, aber was ein Liebesspiel ist, das muß man

ihm erst noch beibringen.«

»Dann setz die Lektion fort, Cindy! Tu so, als wäre ich nicht da.«

Er wandte den Kopf und blickte auf die geschlossene Tür jenseits des Korridors. »Ist alles noch so, wie es war?«

»Ja.«

Er nickte. Vor ihm war Elizas Zimmer. Dort hatte er manche schöne Stunde verbracht. Merkwürdig, daß es ihn ausgerechnet heute abend so unvermutet hierher zog.

»Darf ich hineingehen?«

Sie musterte ihn. »Wenn du möchtest.«

»Sehr gern, ja. – Wenn dein strammer Liebhaber gegangen ist, können wir uns ein wenig unterhalten. Bist du damit einverstanden?«

Sie nickte.

Er streichelte mit dem Handrücken seiner rechten Hand über ihre Wange. »Danke Cindy!«

Er ging auf die Tür zu Sie war nicht verschlossen.

Cindy Pearson sah ihm nach, wie er sie nach seinem Eintritt ins Schloß klappte und huschte dann ins Schlafzimmer.

*

Es war alles unverändert.

Die Bilder und Poster, die er ihr geschenkt hatten, hingen noch genauso an der Wand, selbst ihre Kleider befanden sich noch im Kleiderschrank. Neben der Fensternische stand eine Liege mit rotgrün kariertem Bezugsstoff und Teakholzrahmen.

In der Ecke oben saß eine etwa fünfzig Zentimeter große Stoffpuppe mit dunkelgrünem Kleid und großen Augen. Diese Puppe hatte er Eliza auf dem Rummelplatz mit nur zehn Schüssen geschossen. Eine kleine Meisterleistung!

Er nahm die Puppe in die Hand und lächelte schmerzlich, als er sie wieder auf den alten Platz setzte.

Neben der Tür stand ein kleiner runder Tisch, davor zwei altmodische, dick gepolsterte Sessel. Sie waren urgemütlich. Wie oft saßen sie darin, plauderten, tranken und rauchten!

Reedstone knipste das Deckenlicht wieder aus, das er eingeschaltet hatte, als er eintrat.

Dämmerung herrschte.

Von der Straße unten sickerte schwaches Licht durch das große, quadratische Fenster.

Fred Reedstone ließ sich auf den Rand der Liege nieder. Ein tiefer Seufzer entrann seiner Brust.

Alles atmete die Gegenwart der Toten. Es war verrückt gewesen von ihm, hierher zu kommen.

Traurigkeit erfüllte ihn. Schmerz. Ein gutes halbes Jahr lag alles zurück. Es war ihm, als wäre es erst gestern gewesen.

Er legte sich zurück und schloß die Augen.

War alles schon so lange her? Hatte er wirklich den Unfall gehabt und war Eliza, die schöne Eliza mit dem seidigen, blonden Haar, den langen Beinen, der Haut wie Samt und der dunklen, betörenden Stimme, dabei ums Leben gekommen?

Das Parfüm, das sie immer benutzte – noch jetzt hing ein Hauch davon im Zimmer.

Er atmete unwillkürlich tiefer durch, als müsse er den Duft in sich aufnehmen.

Und es schien ihm, als würde er stärker werden.

Die Geräusche aus dem Zimmer nebenan verebbten. Einmal glaubte er Cindys leise Stimme zu hören, dann eine Männerstimme, die etwas Unverständliches brummte.

Dann herrschte tiefe Stille.

Er atmete tief und langsam. Ruhe und Dämmerung hüllten ihn ein.

Er sackte mal kurz weg, als ob er einschliefe, war aber sofort wieder da.

Reedstone vernahm ein leises Geräusch. Kleider raschelten.

Nein, das war ein ganz bestimmter Rock aus einem zarten, seidigen Material. Ein Rock, den Eliza stets getragen hatte!

Dieses Geräusch entstand immer dann, wenn sie sich vom Sessel drüben erhob oder wenn sie ihre Beine übereinander schlug.

Ein Lächeln spielte um seine Lippen.

»Eliza?« murmelte er schläfrig und zuckte zusammen.

Hatte er nicht eben den Namen der toten Geliebten ausgesprochen?

Er riß die Augen auf und starrte hinüber zu dem Sessel, in dem sie immer gesessen hatte.

Siedendheiß pulste das Blut durch seine Adern, seine Nackenhaare sträubten sich.

Da – vor ihm – da bewegte sich doch etwas?

Das Rascheln… Der seidige Stoff… Die langen, braunen Beine, die übereinandergeschlagen wurden…

Und plötzlich sah und hörte er es nicht mehr von der karierten Liege aus, auf der er lag, nein, gelegen hatte… Er befand sich dort nicht mehr! Er saß jetzt auf dem zweiten Polstersessel hinter der Tür. Und neben ihm saß leibhaftig atmend und lebendig – Eliza Pearson.

*

»Das ist der Eingang zur Unterwelt, Amina«, sagte Throx.

Brodelnde Dunkelheit lastete wie ein schwarzer Nebel über dem

Eingang.

Geheimnisvolle, sphärenhafte Töne drangen an ihr Ohr.

»Wie lange sind wir schon unterwegs?« fragte sie mit schwacher Stimme, sich langsam aufrichtend und dabei erschreckt feststellend, daß sie die ganze Zeit über an der breiten Brust des Mannes gelehnt haben mußte, der sich ihrer angenommen hatte.

»Seit vielen Stunden.«

»Die Schlucht erschien mir so nahe.«

»Der Eindruck täuschte, Amina.«

»Aber die Totenwächter, welche die erschlagenen Krieger und Warnak holten – sie tauchten auf und verschwanden wieder, und alles ging so schnell.«

»Sie sind Geister. Sie unterstehen anderen Gesetzen.«

Er stieg vom Pferd und hob die schlanke Frau mit dem zerrissenen Gewand langsam herunter. Den blondgelockten Jungen, der während des Rittes beinahe vom Arm seiner Mutter geglitten wäre, hatte er mit Ledergurten an der Seite des Pferdes befestigt, so daß Taaro in seiner primitiven Trage ziemlich sicher lag.

Der Junge kam jetzt zu sich und rieb sich die Augen.

»Wo sind wir?« fragte er leise, den Blick dem Gesicht seiner Mutter zuwendend.

»Bald dort, wo wir sein müssen, Taaro«, antwortete die Frau aus der Zukunft. »Bleib immer schön in meiner Nähe, laß meine Hand nie los!«

»Nein, Mutter.«

Throx band sein Reittier an einem knorrigen Ast fest und ging dann direkt auf den schwarzen Eingang zu, aus dem die seltsamen Geräusche kamen.

»Es ist kein Wächter da«, wunderte er sich. »Der Eingang in das Reich der Toten aber ist immer bewacht. Nicht jeder kann einfach eindringen. Etwas stimmt hier nicht.« Sorge klang in seiner Stimme. Der große, blonde Mann mit der bronzefarbenen Haut zog sein Schwert aus der Scheide.

»Warte hier auf mich, Amina«, sagte er unvermittelt.

Die Angesprochene schüttelte den Kopf. »Nein, Throx, ich bleibe nicht allein zurück.«

Er bewunderte den Mut der fremden Frau.

»Egal, was auch sein mag, es gibt für mich keinen anderen Weg. Ich habe nichts mehr zu verlieren, Throx! Ich kann nur noch meine Freiheit gewinnen! Die Mächte, die du bekämpfst, die auch Warnak zurückzudrängen und zu überlisten versuchten, wirken über die Zeiträume hinweg. Du siehst mich groß an, du verstehst das nicht. Ich könnte es dir erklären, aber dennoch bleibt fraglich, ob du die Zusammenhänge begreifen würdest. Laß mich mit dir gehen, das ist

das einzige, worum ich dich bitte! Du verfügst über Kenntnisse, die ich nicht habe. Du kannst mich sicher dorthin begleiten, wo die Barken warten, welche die erholten Seelen der Krieger zum Schlachtfeld zurückbringen, das sich immer mehr der Hauptstadt dieser Insel nähert.«

Sie gingen durch den Eingang. Dunkelheit legte sich wie ein Mantel über sie.

Throx setzte vorsichtig einen Fuß vor den anderen und zündete dann die Fackel an, die er mitgebracht hatte. Der glosende Schein flackerte an der nackten, schwarzen Felswand. Vor ihnen verschmälerte sich der Weg und führte zu einer endlos scheinenden Brücke, die einen gigantischen Abgrund überspannte. Darunter gurgelten wild schäumende Wasser. Die Wucht der aufprallenden Wellen war so heftig, daß gischtige Tropfen die Felswand emporspritzten, sogar die schmale Brücke selbst berührten.

Amina hielt den Atem an, während sie hinter dem fremden Krieger herlief. Ihre Hände lagen auf den Schultern Ihres Kindes, das sich der gefährlichen Situation anpaßte und die hinter ihnen liegenden Strapazen bisher gut verkraftet hatte. Sie waren nun an einem wichtigen Scheideweg ihres Schicksals, das Dämonen und übelwollende Geister ihnen zugedacht hatten, angelangt und mußten mit den Problemen und Tatsachen fertigwerden, mit denen sie konfrontiert wurden.

Bisher war alles nur noch eine Entführung. Amina und der kleine Taaro waren in einer gefährlichen Zeit abgesetzt worden, um Arson gefügig zu machen.

Sie konnten hier bei den Ereignissen, welche das Schicksal einer ganzen Welt bestimmten, zerrieben werden. Das war ein Plan der Dämonen. Aber Amina fürchtete den Tod nicht. Zu oft stand sie ihm gegenüber. Schlimmer war das andere, das man Taaro und ihr angedroht hatte: Man wollte ihre Seelen vernichten und sie zu Halbdämonen machen. Das bedeutete: sie würden mit allen Fasern ihres Herzens ihr ehemaliges Menschsein begreifen, würden aber um ihre Verwandlung wissen und mehr das grausige und häßliche Treiben der Dämonen ausüben.

In ihren Herzen würden sie begreifen, daß sie Unrecht taten – aber sie konnten nicht verhindern, dieses Unrecht zu tun und würden selbst die besten Freunde ins Verderben ziehen, die eigene Familie und den eigenen Partner.

Davor graute ihnen mehr als vor dem Tod.

Kein Wort kam über ihre Lippen, als sie den Weg ins Ungewisse gingen.

Die Felsen zu beiden Seiten veränderten sich. Die glatten Wände wirkten mit einem Mal brüchig und großporig wie gigantisches, zu

Stein gewordenes Spinngewebe. Das sphärenhafte Singen und Klingen kam näher.

Am Ende führte eine Treppe in eine unübersehbare Tiefe. Sie mußten nach unten gehen. Modrige Luft schlug ihnen entgegen. Die Fackelflamme bewegte sich hin und her.

Sie erreichten ein Felsplateau, von dem aus neue Treppen in die Tiefe führten.

Geheimnisvolle und farbenprächtige Stalagmiten ragten aus der Tiefe empor. Sie kamen sich vor wie in einer kristallenen, gläsernen Welt, in der die Farben Schwarz, Blau und Violett vorherrschten, in der es keine helleren, freundlicheren Farben zu geben schien.

Schweigend und beeindruckt von der Größe und dem Aussehen des Totenreiches setzten sie ihren Abstieg fort.

Dann sahen sie die Grüfte. Schwarze, bizarre Nischen, die von einem dunklen, verworrenen Gespinst halbdurchsichtig überspannt waren.

Vermoderte Skelette hingen dann, von einer braunen, lederartigen Haut überzogen. Opfer, die im Kampf mit den Dämonen gefallen waren und bisher vergebens auf ihre Befreiung gewartet hatten. Ihre Seelen waren an einen fremden Ort oder in fremde Wesenheiten gebannt, und sie wurden gezwungen, Dinge zu tun, die sie nicht tun wollten. Ihren eigentlichen Sinn konnten sie nicht erfüllen.

Diese Vermutung sprach Throx aus, und er konnte nicht ahnen, wie genau seine Überlegungen mit der Wirklichkeit übereinstimmten.

Amina atmete flach und schnell. Sie zwang sich dazu, immer nur eine Stufe weiter zu blicken. Wenn sie den Blick in die Tiefe richtete, wurde ihr schwindelig. Wenn sie hier auf den scharfkantigen Stufen ins Rutschen kam – war sie verloren. Unwillkürlich krallten sich ihre Finger fester in die Schultern ihres Sohnes, als wolle sie mit ihm verwachsen. Ständig ermahnte sie ihn mit ruhiger, fester Stimme, auf jeden Schritt zu achten und keine Dummheilen zu machen.

Die geheimnisvollen und sirrenden Klänge stiegen aus der Tiefe empor, aus den brüchigen Felsen und der Dunkelheit und wie ein Wind säuselten die rätselhaften Laute.

Das sphärenhafte Kingen war überall und schien sie zu locken. Es klang fröhlich, heiter wie ein Auferstehungsgesang.

Groteske Formen aus Fels und blauviolett schillernden Tropfsteinen ragten aus unübersehbarer Tiefe empor und hingen von der bizarren Decke herab, die so hoch war, daß ihr Blick sie nicht mehr streifen konnte.

Ein leises Plätschern mischte sich in die sphärenhafte Musik, in den frohen Chor der Toten.

»Wasser!« entfuhr es Throx. Seine angespannten Züge glätteten sich. »Wir sind auf dem richtigen Weg. Der unterirdische Fluß, der

geheimnisvolle Todesfluß, der die Barken gen Xantilon trägt, liegt unmittelbar vor uns!«

Wie ein Tor, ein gigantischer Durchlaß wirkte der Fels aus Tropfsteinen, der vor ihnen aufstieg. Dazwischen wieder das Gespinst und die pergamentartig wirkenden Toten, die hier eingeschrumpft waren.

Plötzlich blieb Throx stehen.

»Dort, Amina! Dort unten – wir sind am Ziel«, wisperte er. Er streckte die Hand mit der Fackel aus und deutete in die Richtung, die er meinte. Er brachte es dabei selbst nicht fertig, seine Augen auf dieser einen Stelle ruhen zu lassen. In dem Gewimmel, auf das sie herabblickten, suchte er jemand.

»Viona!« murmelte er, »Viona! Ich muß dich finden…« Er merkte nicht, daß diese Worte über seine Lippen kamen.

Amina hielt den Atem an. Sie sah das unendliche Wasser. Darauf schwammen schwarze Barken, in denen die Menschen – die Toten – wie winzige Punkte wirkten, die sich ständig bewegten.

In der Ferne lösten sich bereits erste Barken vom ufernahen Felsrand und tauchten ein in ein Tor, vor dem ein Wasserfall plätscherte und zu einem dichten Vorhang wurde, der die Davonfahrenden verbarg.

Waren es Hunderte von Totenbarken, Tausende?

Sie konnte die Zahl nicht mal abschätzen.

Hinter dem spitz aufragenden Bug der schwarzen Boote saßen seltsam gekleidete Gestalten. Amina sah es golden glitzern. Goldene Gewänder und Helme? Konnte es das sein?

Wie verzaubert stiegen sie weiter in die Tiefe und brachten die letzten Stufen hinter sich.

Noch mal folgte eine Brücke. Eine letzte, schmale Brücke, die über schwarzes, gurgelndes Wasser führte, und erst hier wurde ihnen klar, wie weit das große, stille Gewässer noch entfernt lag, wie sehr die Entfernung aus der Höhe getäuscht hatte.

Hier unten war es wieder schummeriger und man konnte die Bewegung auf dem Wasser mehr ahnen als wirklich wahrnehmen.

Vor ihnen stand ein riesiges Gespinst aus Felsen und Tropfsteinen. Dunkles Rot, wie gefrorenes Blut, glühte in den Kristallen. Eine unerhörte Farbenpracht tat sich plötzlich auf, und die sphärenhafte Musik hallte wie in einem verzauberten Tempel.

Dieses Reich versprach Verheißung, Ruhe und Frieden. Wie sehr unterschied es sich von dem Weg, den sie vom Eingang bis hierher zurückgelegt hatten.

Dieser Widerspruch war eklatant und konnte nur so verstanden werden, daß finstere Mächte bereits das einst so sichere Reich der Toten zu Fall und unter ihre Kontrolle bringen wollten. Die verdörrten

Leiber im Labyrinth der brüchigen Felsen und Gewebe ließen diesen Schluß zu. Sie hatten nicht gerettet werden können.

Da war es, als würden sich tausend Flügel gleichzeitig bewegen. Ein Rauschen erfüllte die Luft und drängte das sphärenhafte Klingen zurück.

Ein riesiger Schatten fiel auf sie nieder.

Amina schrie gellend auf und riß den Knaben an sich, der ebenfalls zu schreien anfing als stecke er am Spieß.

Throx warf den Kopf in die Höhe.

Was da aus einer verborgenen, schattigen Gruft auf sie zukam, war erschreckend.

Ein riesiger, geflügelter Dämon, dessen gezackte, lederartige Schwingen die modrige Luft peitschten, stürzte sich mit seinem langen, spitzen Schnabel auf sie.

*

Throx handelte sofort, ohne lange zu überlegen.

Sein Schwert wischte durch die Luft und verfehlte die grünen, ausgefransten Schwingen um Haaresbreite.

Der geflügelte Dämon, der aussah wie eine urwelthafte Echse, dessen Rücken mit zahlreichen hornähnlichen Auswüchsen besetzt war, riß seinen kantigen Schädel herum.

Der Schnabel, wie eine Speerspitze direkt auf die schöne Frau gerichtet stieß nach vorn.

Amina ließ sich geistesgegenwärtig zu Boden fallen und riß ihren Sohn mit sich. Dabei verlor sie auf den schmalen Stufen das Gleichgewicht, und Taaro befreite sich von ihrer Hand, mit der sie ihn festzuhalten versuchte.

Der Junge kullerte die letzten drei, vier Stufen nach unten. Sie rutschte nach.

Der Dämon verfehlte sein Ziel. Sein Schnabel zog wie ein Sägeblatt über das felsige Gestein. Es knirschte knöchern.

Ein daumendickes Loch entstand an der Stelle und zeigte, welche Kraft hinter dem Angriff der Bestie steckte.

Throx drehte sich um seine eigene Achse. Diesmal verfehlte er sein Ziel nicht, und der geflügelte Koloß, der fünfmal so groß war wie er, der seine Körpermasse nicht mehr schnell genug aus der Gefahrenzone bringen konnte wurde getroffen.

Das blitzende Schwert fuhr in den rechten Flügel. Das Gewebe zerriß. Der Dämon gab einen furchtbaren Laut von sich, daß es erschreckend durch die schwarze Felsenhöhle des Totenreiches hallte. Ein höllisches Echo, das nicht verhallen wollte, schien die Trommelfelle zu zerreißen.

Amina rutschte angsterfüllt auf Taaro zu, dessen Kleidung zerfetzt war und der aus zahlreichen Schürfwunden blutete. Um diese Wunden konnte sie sich jetzt nicht kümmern. Mehr stand auf dem Spiel. Ihr beider Leben.

Sie wußte selbst nicht, woher sie die Kraft noch nahm, den weinenden Jungen hoch zuzerren, tröstende Worte zu sprechen und sich gleichzeitig vom Fuß der riesigen Brückentreppe zu entfernen, auf dem sich zwischen Throx und dem geflügelten Dämon ein Kampf auf Leben und Tod abspielte.

Schwarz-blaues Blut tropfte aus der Flügelwunde. Der Dämon mit dem vogelfratzigen Kopf torkelte durch die Luft. Den Augenblick des Schmerzes und der Überraschung nutzte der kampferfahrenen Krieger, der gekommen war, seine Geliebte aus dem Totenreich zurückzuholen, um einen zweiten Hieb anzubringen.

Der saß noch besser.

Tief bohrte sich das Schwert in den Hals des Dämons.

Ein dröhnendes Gurgeln brach aus dessen Schnabel. Er riß den Hals herum, und Throx, durch die wirbelnde Bewegung den Boden unter den Füßen verlierend, griff nicht schnell genug nach. Er lockerte den Griff. Nur für den Bruchteil einer Sekunde rutschten seine Finger ab. Der Geflügelte in seinem Schmerz zog seinen gespaltenen Hals, in dem das Schwert steckte, wuchtig herum.

Throx verlor das Gleichgewicht, und der weit aus der tiefen, klaffenden Wunde herausragende Schwertgriff wurde ihm genau gegen die Schläfe geschlagen.

Der Krieger taumelte. Seine Kinnlade klappte herab.

Geistesgegenwärtig versuchte er noch unter dem Bauch der wütenden Höllenbestie unterzutauchen, um sich in Sicherheit zu bringen.

Vor seinen Augen tanzten glühende Kringel. Throx stöhnte. Hart schlug er auf.

Da war der verletzte Dämon über ihm.

Die Klauen bohrten sich in seine Haut und zerfetzten das grobe Leinengewebe, das er in Form eines leicht antaillierten Hemdes trug.

Throx wurde von dem Ungetüm in die Höhe gerissen.

Ein Entsetzensschrei!

Amina, rund zehn Meter vom Ort des gespenstischen Geschehens entfernt, stand sekundenlang wie erstarrt.

»Thrrroooooox!« hallte ihr Ruf durch die unterirdische Tropfsteinhöhle und mischte sich in den rätselhaften, unverständlichen Chorgesang und die sphärenhaften Klänge.

Der Krieger schlug um sich und versuchte das Schwert wieder zu erreichen das noch immer in der klaffenden Halswunde steckte. An ihm tropfte das schwarzblaue Blut des Dämons entlang, das auf die

schartigen, glitschigen Stufen klatschte und häßliche, dunkle Flecken hinterließ.

Amina rannte mehrere Schritte nach vorn und starrte dem Ungetüm nach, das sich mit schwerfälligen Flügelschlägen weiter in die Höhe zu schrauben versuchte.

Da griff eine Hand nach Aminas Schulter.

Die Frau fuhr zusammen. Ihr Kopf flog herum. Eine Gestalt stand wie aus dem Boden gewachsen neben ihr.

Ein Mann! Er trug ein dunkelrotes Gewand. Seine Augen glänzten frisch und jugendlich, um seine Lippen lag ein kühner Zug.

Amina schluckte. Sie wollte etwas sagen und den Namen dieses Mannes nennen, den sie kannte!

»W-a-r-n-a-k«, entrann es tonlos ihren Lippen.

Das war der Kräuterzüchter, wie er leibte und lebte, und doch war er anders. Er war jünger, als hätte er einen Jungbrunnen genossen, und seine glatte, faltenlose Haut zeigte nicht die geringste Spur von Verletzungen, die er bei seiner Begegnung mit den unheimlichen Dämonendienern, den Kugelköpfen, davongetragen hatte.

»Ich bin es wirklich, meine Tochter. Ich bin kein Geist, keine von den Dämonen ausgenutzte Seele, die ihr vampirisches Dasein in den Dienst der bösen Sache stellt. Ich bin Warnak, der den Tod überwunden hat zu einem neuen Leben, das ihn nach Xantilon führen wird. Komm, folge mir!«

»Throx, wir müssen ihm helfen…«

»Wir können ihm nicht mehr helfen, nicht hier. Wenn es eine Möglichkeit gibt, dann nur in Xantilon selbst.«

Sie starrte auf den durch die Luft taumelnden Dämonenvogel, der nicht mehr richtig in die Höhe kam, dessen flatternde Flügel die Luft peitschten, dessen Blut zu Boden tropfte.

Nebel huschten über Aminas Augen. Sie merkte, wie die Kräfte sie verließen.

Wie aus weiter Ferne vernahm sie noch die Stimme ihres Beschützers.

»Selbst in das Totenreich sind sie eingedrungen. Die weisen Wächter haben es nicht verhindern können. Das ist schlimm, denn es beweist, daß die Schwarzen Priester und ihre Anhänger auf dem Weg sind, Kräfte zu beschwören, die seit undenklichen Zeiten existieren und die einst verbannt wurden. Ich denke an die Unterirdischen. Dämonen und Geister allein sind nicht in der Lage, diese Kräfte zu entwickeln, um die geistigen Schranken niederzureißen, die das Reich der Toten von der Welt der Lebenden abschirmen. Der Auszug der Toten hat begonnen, meine Tochter. Das Tor in das Reich der Lebenden steht weit offen. Die ersten Barken werden gen Xantilon gesteuert. Wir müssen uns beeilen, um den Anschluß nicht zu

verpassen, wir müssen das Totenreich verlassen, ehe die Dämonen mit Hilfe der Unterirdischen weiteres Terrain erobern. Die armen Unglücklichen da vorn…« Er starrte in die brodelnde Finsternis jenseits der Stalagmiten und Stalaktiten, jenseits der endlosen Stufen, die zur Oberwelt führten und hinter denen die brüchigen, geheimnisvollen Netze hingen mit den Körpern der Verstorbenen, die für den Kampf gegen die Dämonen verloren waren. »Für sie gibt es keine Hilfe, keine Rettung mehr. Ihre Seelen gehorchen den Dämonen, und sie werden im Kampf gegen uns antreten, statt uns zu unterstützen.«

Amina wollte etwas sagen. Die geheimnisvollen Unterirdischen tauchten immer wieder in den Gedanken und den Worten dieser Menschen auf. Aber etwas Genaues wußte bis zur Stunde noch niemand von ihnen.

Arsons junge Frau kippte plötzlich um. Sie spürte den Schwächeanfall kommen, konnte ihn jedoch nicht verhindern.

Warnak fing den leichten Körper auf und warf ihn sich über die Schulter. Der kleine, weinende Taaro griff nach der schlaffen Hand seiner Mutter und hielt sie fest, als wolle er sie nie mehr loslassen. Er lief mit kleinen, schnellen Schritten hinter dem kraftvollen Warnak her, der noch einen Blick zurückwarf zur Grenze, wo sich das von Dämonen kontrollierte Totenreich mit den dunklen, stillen Wassern des Totenflusses traf.

*

Throx schlug wie von Sinnen um sich und machte dem geflügelten Dämon deutlich zu schaffen. Die grüne, schuppige Bestie mit den hervorquellenden, blutroten Augen torkelte durch die Luft. Sie kam nicht in die Höhe. Throx berührte mit den Füßen bereits den dunklen, glitschigen Felsboden. Der eingehackte Flügel des Dämons hing schlaff herab und zuckte noch. Das Ungetüm kam jetzt mit seinen klauenartigen Füßen auf. Das würde das Ende für Throx sein.

Wenn der Koloß sich mit seinem ganzen Gewicht auf den verwundeten Krieger legte mußte Throx ersticken.

Aber da war plötzlich etwas, das Warnak selbst nicht begriff.

Auf den schwarzen Stufen zum Meer der Toten erschien eine Gestalt.

Kraftvoll, braungebrannt, mit blondem Haar, einem energischen, jugendlichen Gesicht, auf dem ein jungenhaftes Lächeln lag.

Der Fremde in einer fremden Kleidung hielt wie durch Zauberei plötzlich ein Schwert in der Hand, und ehe Warnak sich versah, stach er damit auf den geflügelten Dämon ein. Für den kam dieser Angriff überraschend.

Die blitzende Spitze bohrte sich tief in die mit lederartigen Federn besetzte Brust des Kolosses, und ein Strahl schwarzblauen Blutes schoß hervor und ergoß sich über das schimmernde, farbenglühende Gestein, das wie ein grotesk wirkender, überdimensionaler Tropfen von der riesigen Decke hing.

Der Dämon öffnete den Schnabel und ließ Throx los. Der verwundete Krieger rollte über die scharfkantige Treppe, während der Unbekannte dem Ungeheuer einen zweiten Hieb versetzte, die Schwertspitze dem herumruckenden Schnabel entgegenschlug und erneut zum Hieb ansetzte. Oberhalb des Schnabelsatzes drang das Schwert in den Kopf des Dämons. Der schlug noch mal mit dem gesunden Flügel, daß die Luft knatterte.

Wie vom Blitz getroffen, brach er dann unmittelbar vor der letzten, untersten Felsenstufe zusammen.

Sein rechter Flügel passierte dabei die dunkle, schwingende Nebelbank, die sich träge über das ufernahe Wasser wälzte.

An dieser Stelle zerfiel der lederartige Flügel und wurde zu Staub. Dieser Bereich war noch in Ordnung, hier konnten die Dämonen nichts ausrichten. Hier bestimmten noch die Gesetze der alten Weisen aus den Urtagen der Insel das Geschehen.

Warnak stand wie vom Donner gerührt.

Wer war dieser Fremde? Woher kam er? Wie war er in den Vorbezirk eingedrungen, ohne daß man ihn kommen hörte oder gesehen hätte?

War er ein Spuk?

Warnak prägte sich seine Erscheinung ein.

Da war sie auch schon wieder verschwunden, als hätte es sie nie gegeben.

*

Es war ein Gefühl, das zwischen Wachen und Träumen angesiedelt war.

Ein Gedanke erfüllte ihn: Ich muß ins Reich der Toten. Das ist unser Ziel. Davon dürfen wir uns durch nichts abhalten lassen.

Er wußte, daß jemand versuchte, sie daran zu hindern. Das Unwetter, das Erdbeben – es war von bösen Geistern ausgelöst worden, von mächtigen Priestern oder Magiern, welche die Elemente in ihre Abhängigkeit zwangen.

Das alles wurde ihm bewußt, während er sich zwang, aufzuwachen. Aber er wurde nicht wach. Er glaubte, ein Zentnergewicht laste auf seinem Hirn.

Ich bin in die Erde eingebrochen! Ich bin verschüttet! schrien seine Gedanken.

Rani! Pepe! Arson! Kima! Wo sind sie? Es wird ihnen doch nichts passiert sein? Ich muß nach ihnen suchen…

Seine Gedanken waren hektisch, wie flatternde Schatten, die er nicht fassen konnte.

Schon wieder andere Einflüsse, andere Überlegungen erfüllten sein Hirn, ehe er die vorherigen noch recht verdaut hatte.

Ich bin hier in Gefahr… ich muß weg… aber ich kann nicht… verdammt, mein Kopf… mein Bein… es brennt wie Feuer… Pepe… Rani… das Reich der Toten… Sein Bewußtsein fieberte.

Er registrierte nicht, daß er in einer großen Mulde lag, daß dicke Erdschollen ihn von allen Seiten einengten, daß Wurzelwerk und Sand sein rechtes Bein bedeckten .

Totenstille… Wie in einem Grab…

Bilder wie in einem Traum stiegen in seinem Gehirn auf.

Ein dunkles Schattenreich, in dem geheimnisvolle Steine und Kristalle glühten. Tief unter der Erde. Weit weg von hier.

Er sah alles ganz deutlich und hörte Stimmen. Sphärenhafte Musik. Das Reich der Toten.

Macabros! wisperte es in seinen Gedanken. Ich muß Macabros entstehen lassen – die Freunde sind in Gefahr!

Aber das waren nicht die Freunde. Es waren Fremde. Besonders einer, der im Schnabel eines geflügelten Dämons hing.

Sein Unterbewußtsein schaffte sich Bahn.

Macabros entstand in jenem Schattenreich, und sein geheimnisvoller Doppelkörper bemächtigte sich des magischen Schwertes, das er an seiner Seite trug.

Und damit griff er ein in den Kampf, der schon entschieden schien.

Er erlegte den Dämon und schon wieder flossen die Bilder ineinander und zerrissen die einzelnen Eindrücke wie in einem farbenglühenden Kaleidoskop.

Dunkelheit… Sein Herz pochte.

Ich muß wach werden… es ist allerhöchste Zeit!

Aber er kam nicht richtig zu sich und stöhnte, aber nicht mal das wurde ihm bewußt.

Ich schlafe… ich träume… ich darf nicht länger hier sein… Und wieder brachen seine Gedanken auseinander. Es war, als ob er streckenweise die Erinnerung verlöre.

Dann wußte er es wieder: ich muß ins Reich der Toten. Ich darf nicht länger säumen… die Barken legen ab… ich muß nach Xantilon…

Wieder Macabros… Unbewußt erstand sein Doppelkörper, strich durch die finstere Welt und nahm mit seinen Augen die fremde Umgebung auf: knorrige Bäume, hügeliges Gelände, hin und wieder eine einsame, verlassene Hütte, die von Spinngewebe oder großen

Schlingpflanzen eingehüllt war. Windschiefe Fenster und Türen, durch die man in das Innere des leeren Hauses sehen konnte. Wohnungen, von Menschen auf der Flucht vor den Geistern und Dämonen verlassen.

Die Eindrücke, die Macabros in sein eigenes Gehirn projizierte, waren vielseitig, blieben aber nicht haften.

Ein Gedanke nur erfüllte ihn plötzlich und untergrub alles andere: der Gedanke an die Freunde und an das Reich der Toten. Das war der zentrale Mittelpunkt, um den sich alles in seinem fiebernden Hirn drehte.

Er wußte nicht, daß er abermals seinen Doppelkörper entstehen ließ, während er in der lichtlosen Grube tief unter der Erde eingeschlossen war und nichts von seiner Umwelt wahrnahm.

Sein Unterbewußtsein trug seinen Zweitkörper in das weit entfernte, unterirdische Reich der Toten. Sein Zweitkörper, der sich in nichts von seinem Originalkörper unterschied, stand auf der obersten Stufe der letzten Felsentreppe, die hinabführte zu den nebelschwangeren Wassern, wo die schwarzen Barken schaukelten.

Ein Gedanke genügte, und Macabros löste sich auf und erstand einige hundert Meter weiter unten, direkt an den glatten, wie geschliffenes Gestein erinnernden Felsen, gegen die die Barken stießen.

Er sah die langen, dünnen Mäste, die in der Mitte der Barke befestigt waren, an denen schwarze Ketten hingen. Er sah leere Barken und solche, die beladen wurden, andere, die lautlos vom Felsenufer ablegten.

Alles war hier in Bewegung geraten.

Tausend Hände regten sich, aber niemand sprach ein Wort. Jeder schien zu wissen, worum es ging und was er zu tun hatte.

Macabros war einer unter vielen, die sich ihren Weg zu dem dunklen, endlos wirkenden Wasser bahnten. Er beobachtete genau, und niemand hielt ihn an und wunderte sich, daß er hier war.

Er war ein Fremder, aber irgendwie in seinen Bewegungen und mit dem magischen Schwert des Toten Gottes in seiner Rechten sah er aus wie die anderen Krieger, die hier auf die große Fahrt und das große Abenteuer vorbereitet wurden.

Viele waren schwarzhaarig und hatten eine dunkle Bronzehaut. Andere waren blond und hellhäutig. Er erblickte auch den Krieger wieder, den er aus den Fängen des geflügelten Dämons gerettet hatte.

Der Mann hatte bei dem Kampf zahlreiche Verletzungen davongetragen und blutete aus mehreren Wunden. Bewußtlos trug man ihn in eine der bereitstehenden Barken, wo drei dunkelhaarige Krieger mitsamt ihren Schwertern an die schwarzen Masten gekettet waren. Die Gewänder der Angeketteten waren zerrissen, tief hingen

die Köpfe auf die Brust herab. Kein Atemzug hob und senkte die breiten Brustkörbe. Die Augenlider waren geschlossen.

Die Recken waren tot. In aller Eile waren sie aus den Grüften geholt worden. Die Vorbereitungen zum großen Aufbruch nach Xantilon, wo die Dämonenheere von den großen Bergen im Norden sich der Stadt näherten, waren in vollem Gang.

Macabros beobachtete, daß man den Blonden aus den Fängen des geflügelten Dämons, dessen Überreste hinten am Fuß der steinernen Brücke lagen, zu jener Barke brachte, daß man ihm Ketten anlegte, so daß er aufrecht stehen mußte, obwohl es ihm aus eigener Kraft nicht mehr möglich war.

Aus den dunkelvioletten Nebeln der Grüfte löste sich eine Gestalt. Es war ein Mann mit langem, schlohweißem Haar und einem Vollbart. Eine stattliche, ernste, würdige Erscheinung, die Respekt einflößte.

Dieser Mann trug ein langes, goldenes Gewand und einen goldenen Helm. Zu beiden Seiten des Helms ragten dünne, weiße Knochen, die die Form eines skelettierten Flügels bildeten. Ein phosphoreszierendes Schimmern lag über den feinen Knochen, als würden sie radioaktiv strahlen.

Jemand aus der Menge reichte dem stattlichen Alten, der ein Priester sein konnte, eine lange, schwarze Stange, die am oberen Ende mit einem kurzen Griff versehen war.

Der Alte bewegte kaum merklich den Kopf und deutete nur ein Nicken an.

Die Menschen – dunkelgekleidete Gestalten, die wie Schatten wirkten, sich wie Schatten bewegten und deren Gesichter nicht zu erkennen waren – traten beiseite und bildeten eine Gasse.

Wie eine Zeremonie ging das Ganze vor sich.

Der Alte mit dem weißen Bart und dem langen weißen Haar schritt durch die Gasse. Der Stab lag wie gewichtlos in seiner Rechten. Er verließ den festen Untergrund – und ging direkt auf das Wasser zu, auf dem die Totenbarke schaukelte. Er setzte seinen Fuß auf das Wasser, und Macabros zuckte zusammen. Der Mann mußte doch einsinken…

Die Farbe des Wassers unter den Füßen des weißhaarigen Priesters veränderte sich. Aus dem Schwarz wurde ein dunkles Rot, das aussah wie das Blut aus den Wunden der Millionen, die hier in den Barken und Totengrüften warteten.

Der Fuß des Alten sank nicht ein, das besondere Wasser im Reich der Toten schien zu einem festen Untergrund für ihn zu werden. Er näherte sich der frei schwimmenden Barke, stieg ein, ohne daß sein Gewand benetzt worden wäre, und hockte sich in den Bug des Totenschiffes.

Sein ernstes Gesicht blieb unbeweglich wie eine Maske, und nur die dunklen, tiefliegenden Augen darin schienen zu leben.

Er tauchte den langen Stab in das dunkelrote Wasser, auf dem die schwarzen Schatten tanzten, und es war deutlich zu sehen, daß mehr als Zweidrittel des Stabes versanken. Fest umspannten die Hände des Fährmannes den Stab, so daß die Knöchel hart und weiß hervortraten.

Das grünliche Leuchten des knöchernen Gespinstes erlosch in dem Augenblick, als der Fährmann Druck auf den Stab ausübte und die Barke langsam herumschwenkte.

Sicher steuerte er sie zwischen den anderen Barken hindurch und blieb im ufernahen Bereich des Totengewässers. Er lenkte die Barke auf den sanft fließenden Wasserfall zu, der wie ein Tor zu einer anderen Welt wirkte.

Hier verengte sich das Fahrwasser und wurde zu einer schmalen Bahn zwischen den Felsen, zu einem Fluß, der gerade so breit war, daß immer nur eine Barke Platz hatte, darauf zu fahren.

Macabros fiel auf, daß nur jene Barken, in denen die gerüsteten Toten angekettet waren, sich auf den Weg zu dem rätselhaften Wasserfall machten. Ein Totenschiff nach dem anderen tauchte dort ein, verschwand und kehrte nicht wieder zurück. Jetzt war das an der Reihe, in dem Throx, der Kämpfer, seinen Platz gefunden hatte.

Das Wasser rieselte auf sie herab. Ihre Körper wurden benetzt, und nur der schweigsame Fährmann blieb wie durch ein Wunder trocken.

Aber das alles nahm Macabros schon nicht mehr wahr.

Er konnte nicht hinter den Wasservorhang sehen – und was dort geschah…

*

Es war, als ob neues Leben, neue Kraft durch seine Adern ströme.

Throx schlug die Augen auf.

War es ein Traum, war es Wirklichkeit?

Er glaubte zu schweben. Er sah eine faszinierende, traumhafte Welt.

Es schimmerte und glitzerte rundum, als würde die ganze Welt aus Diamanten und Brillanten bestehen. Fremdartige Tropfsteine ragten von der Decke herab und bildeten ein einziges, verwirrendes Farbenspiel. Stalagmiten wuchsen aus dem dunkelroten Wasser und verengten die Wasserstraße. Die Barke schien mehr als einmal in Gefahr zu geraten, auf dem schnell dahin strömenden Wasser gegen eine der riesigen Stalagmiten geworfen zu werden und dort zu zerschmettern.

Aber der alte Fährmann, der diesen Weg schon mehr als tausendmal gefahren war, versagte auch diesmal nicht. Er steuerte die Barke und die Fracht sicher und gekonnt durch die Engpässe, und sie erreichten bald jenseits des lebensspendenden Vorhangs das offene

Meer der Toten.

Throx ließ den Blick in die Runde schweifen und registrierte die Bewegungen neben sich und sah, daß auch die anderen, die mit ihm an die Masten gekettet waren, kraftvoll atmeten, daß ihre Augen glänzten und sie verstohlen nach den Griffen der Schwerter tasteten, die in ihrem Gürtel steckten.

Throx konnte das Heer der Krieger, die aus dem Jenseits zurückgeholt wurden, und die schwarzen Barken nicht zählen, die vor ihm herschwammen.

Eine ganze Armada war in Bewegung geraten und dazu auserkoren, gegen die lebensfeindlichen Dämonen, die auch den Tod unsicher machten, anzutreten.

Man brauchte es ihm nicht extra zu erzählen, er wußte es aus den phantastischen Erzählungen der Dorfältesten und Priester, denen er als Junge so oft und gern gelauscht hatte.

Wer mal freiwillig ins Totenreich gekommen war, wurde behandelt wie diejenigen, deren Zeit im Diesseits abgelaufen war. In der großen Stunde der Entscheidung wurde jede Hand gebraucht. Jeder, der ein Schwert halten konnte, wurde nach Xantilon geschifft.

Fest umklammerte er den Griff seines Schwertes, und ein verwegener Zug trat auf seine Lippen, denen plötzlich ein überraschter Ruf entrann.

»Viona!«

Es brach förmlich aus ihm heraus. Wegen ihr war er hierhergekommen, zu einer Zeit, da die Gesetze nicht mehr stimmten, und er hoffte, von diesem Durcheinander Gebrauch machen und Viona zurückfordern zu können.

Da vorn – in einer der Barken – sah er sie.

Auch sie war – wie er – an einen der schwarzen Masten angekettet. Ihr langes, wie schimmerndes Gold wirkendes Haar berührte ihre zarten Brüste und ragte darüber hinweg.

Sie trug ein rubinrotes Gewand, das von einer goldfarbenen Spange gehalten wurde, und in der Rechten hielt sie ein Schwert.

Sie sah aus wie eine Göttin, die in den Kampf zog. Sie war so zart – und doch so mutig. Nie hatte sie den Dämonen, denen sie in geheimen Sitzungen und Befragungen Namen abgelockt und daraufhin vernichtet hatte, eine Chance gegeben.

»Vioooonaaaa!« Er konnte nicht an sich halten, er mußte den Namen der Geliebten laut herausschreien. Sein Ruf hallte über das Totengewässer, echote zwischen den Stalagmiten und Stalaktiten und wurde mehrfach verstärkt zurückgeworfen, so daß es sich anhörte, als würden hundert Throx gleichzeitig rufen.

Er blickte nach drüben, seine Brust spannte sich, und die schwarzen Ketten, die ihn hielten, wie das ungeschriebene Gesetz der

Totenherrscher es verlangte, klirrten leise.

Er strengte seine Augen an, daß ihm ja keine Regung auf ihrem Gesicht entging.

Er sah, wie sie zusammenzuckte, wie ein Ruck durch ihren schlanken, wohlgeformten Körper ging.

Wie ein Seufzer wehte es über das Wasser, das aussah wie Blut.

»Throx?!«

Um ihre Lippen spielte ein unbeschreibliches Lächeln. Er sah, wie ihre schlanke Hand das Schwert fester umfaßte.

Er glaubte ihr Sehnen zu fühlen, wie er annahm, daß auch sie seine Sehnsucht und seine Liebe zu ihr spürte.

Der Wunsch, sie in die Arme zu schließen, wurde übermächtig in ihm. Seine Muskeln spannten sich. Der Mast ächzte, die Ketten klirrten.

»Reiß dich nicht los, Throx! Das darfst du nicht tun!« vernahm er wie das Säuseln des Windes ihre zarte, ferne Stimme. »Du mußt vorsichtig sein. Du darfst dich nicht befreien. Du würdest es nie schaffen, zu mir zu kommen.«

»Ich würde das ganze Meer durchqueren, um dich zurückzuholen, Viona.«

»Du hast die Kraft, das weiß ich, aber das Meer der Toten wird dich bezwingen, Throx. Sobald du die Ketten abstreifst, wirst du ins Wasser springen und nie wieder auftauchen. Warte die Zeit ab, Throx, unternimm nichts! In Xantilon… warte, bis wir in Xantilon sind!«

Sein Herz hüpfte vor Freude, seine Wangen glühten, und er spürte eine unsagbare Kraft in sich.

Es war schön zu leben, schön zu wissen, daß es jemand gab, der auf einen wartete und einen brauchte.

Xantilon! Dort wollte er gegen die Dämonen kämpfen, Seite an Seite mit der geliebten Viona. Und dann, nach bestandener Prüfung, zurückkehren, gemeinsam zurückkehren in das Dorf, aus dem er gekommen war und das jenseits des Totenreiches und der bizarren Hügel weit im Süden des Landes lag.

Er machte seine Rechnung auf, ohne die Pläne der Dämonen und bösen Mächte zu kennen…

*

Cindy Pearson kam aus dem Schlafzimmer. Hinter ihr tauchte ein Schatten auf. Ein junger Mann, Anfang zwanzig, James Dean-Typ, schlank, sportlich, lässig.

Es war Ken, der Football-Spieler. Er knöpfte sein Hemd zu.

»Wir nehmen noch gemeinsam einen Drink«, meinte die grazile Cindy. »Setz dich schon mal ins Wohnzimmer! Ich sage nur noch Fred

Bescheid. Ist doch dumm, wenn einer so allein im Zimmer sitzen muß.«

Sie ging zur Zimmertür, hinter der ihre Schwester untergebracht gewesen war und klopfte an. Keine Antwort…

»Fred?« fragte Cindy laut und deutlich. Wieder keine Reaktion. Da drückte sie die Klinke und trat ein. Es war dunkel, außer dem Widerschein der Straßenlaternen von unten und den Lichtern von dem benachbarten Apartmenthaus keine Helligkeit.

Sie knipste das Licht an.

»Das gibt es doch nicht!« entfuhr es ihr.

Von Fred Reedstone fehlte jede Spur. »Fred? Wo bist du? Mach keinen Unsinn! Ich weiß, daß du dich versteckst. Komm raus! Ich möchte dich Ken vorstellen.«

Nichts…

Cindy legte sich auf den Boden und blickte unter die Liege. Da war auch kein Fred.

Sie schaute im Schrank nach und tippte sich selbst an die Stirn. »Ich glaube, ich spinn«, murmelte sie.

Der Dean-Typ war durch das Rumoren aufmerksam geworden und trat hinter Cindy. »Was ist los?« knurrte er. »Betätigst du dich im Altkleidergeschäft, weil du jeden Lappen in die Hand nimmst?«

»Fred ist verschwunden.«

»Und dann glaubst du, ihn zwischen den Kleidungsstücken da zu finden.«

»Er muß hier sein! Ich habe ihn selbst eingelassen.«

»Nun ist er eben nicht mehr hier! Vielleicht ist es ihm zu langweilig geworden, da ist er einfach gegangen ohne Bescheid zu sagen. Hat Anstand, der Junge. Hat uns wenigstens nicht gestört.«

Cindy Pearson huschte hinaus auf den Korridor.

Sie sah sich die Wohnungstür an. Der Schlüssel steckte von innen, und es war auch von innen abgeschlossen.

»Er konnte nicht hinaus! Er muß noch hier sein.« Sie sah in der ganzen Wohnung nach, doch nirgends eine Spur von Fred Reedstone!

»Da wird doch der Hund in der Pfanne verrückt«, entfuhr es ihr. »Ein Mensch, Ken, kann sich doch nicht einfach in Luft auflösen.«

»Hat er auch nicht. Er hat sich aus dem Staub gemacht, Baby.«

»Und wer hat dann von innen abgeschlossen?«

»Keine Ahnung. Vielleicht hast du den Schlüssel vorhin selbst rumgedreht, ohne es zu merken.«

Sie nagte an ihrer Unterlippe. »Du machst mich unsicher, Ken. Jetzt weiß ich es tatsächlich selbst nicht mehr.«

Sie tranken noch eine Cola mit einem Schuß Whisky. Dann verabschiedete sich der Dean-Typ. Cindy entließ ihn im Hausmantel mit einem Kuß an der Tür.

»Wann sehen wir uns morgen?« wollte Ken wissen.

»Ich weiß es noch nicht. Ich rufe dich auf alle Fälle rechtzeitig an.«

»Fein! Dann bis morgen…«

Er stiefelte zum Lift.

Cindy Pearson wartete, bis ihr Besucher verschwunden war, und ging dann in ihre Wohnung zurück. Sie schloß bewußt ab und kontrollierte nach, ob auch wirklich abgeschlossen war und das Schloß funktionierte.

Cindy warf noch mal einen Blick ins Zimmer ihrer toten Schwester. Die Tatsache, daß Fred wirklich nicht anwesend war, irritierte sie und erfüllte sie mit Unbehagen.

Sie ging ins Bett, knipste das Licht aus, lag noch eine halbe Stunde wach mit offenen Augen und starrte zur Decke.

Dann fiel Cindy in einen leichten Schlaf, aus dem sie plötzlich ohne ersichtlichen Grund erwachte.

Sie glaubte, ein Geräusch vernommen zu haben, und warf mechanisch einen Blick auf das Leuchtzifferblatt der Nachttischuhr.

Zehn Minuten nach halb eins! Da hatte sie doch fast zwei Stunden geschlafen.

Dumm, daß sie jetzt plötzlich wach geworden war.

Cindy drehte sich auf die Seite und zuckte zusammen. Da war es wieder das Geräusch.

Leise Schritte. Eine Tür klappte leise. Jemand war in ihrer Wohnung.

*

Ihr Herz pochte rasend, Cindy war zu Tode erschrocken.

Sie schloß die Augen und zwang sich zur Ruhe, warf dann die Decke zurück und sprang aus dem Bett.

Es war verrückt, wie sie sich benahm!

Sie atmete tief durch und riß die Tür auf. Sofort fuhr ihre Hand zum Lichtschalter neben dem Türrahmen und betätigte ihn.

Das Deckenlicht im Korridor flammte auf. Cindy schloß geblendet die Augen. Dann öffnete sie. Ihr Blick ging zur Tür am Ende des Korridors.

Dort auf der Schwelle zum Zimmer, das von ihrer toten Schwester bewohnt worden war, stand ein Mann.

»Fred?« entrann es Cindy Pearsons Lippen, und sie erschrak vor ihrer eigenen Stimme.

*

»Das gibt es doch nicht!« Sie versuchte, Festigkeit in ihre Stimme

zu bringen. »Du bist also doch noch da?«

Er lächelte verklärt. Auf seinem Gesicht lag ein seltsam entrückter Zug, wie einer ihn hatte, der mit Rauschgift vollgepumpt war, und sich noch auf dem Trip befand.

»Natürlich, Cindy«, seine Stimme klang klar und zufrieden. »Wo sollte ich denn sonst sein?«

Cindy Pearson kam langsam näher. »Ich war doch im Zimmer, Fred. Ich habe dich nirgends gesehen. Ich habe gedacht…« stotterte sie.

Er lächelte. Traumverloren sah er aus, als hätte er etwas Besonderes. Unvergeßliches erlebt.

»Ich war da, Cindy! Aber du hast mich nicht gesehen!«

»Nun hör mal!« Sie gewann erstaunlich schnell ihre Fassung wieder. »Denkst du denn, ich hätte Tomaten auf den Augen?«

Er kam auf sie zu, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte: »Ich war da. Ich werde dir alles erklären, wenn dir das recht ist. Jetzt – so glaube ich wenigstens – weiß ich, was mit mir ist und wie alles zusammenhängt.«

Sie gingen ins Wohnzimmer. Cindy fühlte sich nicht wohl in ihrer Haut. Das Ganze kam ihr vor wie ein Spuk, und das ließ sie Fred Reedstone auch wissen.

Er nickte. »Für einen, der es nicht versteht, für einen Außenstehenden – der es nicht erleben kann, ist es ein Spuk, Cindy. Ich will dir etwas erzählen, ich will dir sagen, warum du mich vorhin nicht sehen konntest, als du mich suchtest. Ich war zwar im Zimmer und saß im Sessel, ich hatte Eliza bei mir.«

Sie schloß die Augen. Verrückt! Er ist übergeschnappt, fieberten ihre Gedanken. Sie sprach sie nicht laut aus. Es fiel ihr schwer sich zu beherrschen, aber es gelang ihr.

Er hat viel durchgemacht. Nun kommt der Rückschlag.

»Du mußt sie sehr geliebt haben«, murmelte sie.

»Geliebt haben, Cindy? Ich liebe sie noch immer. Und deshalb war ich bei ihr.«

Sie dachte, er spricht verworren und meint, er hat sich ihre Bilder angesehen. Es hingen sehr viele Bilder von Eliza drüben im Zimmer, aber das erklärte immer noch nicht, weshalb sie ihn vorhin nicht gesehen hatte!

»Ich muß weit ausholen. Hör mir gut zu! Unterbrich mich bitte nicht!« Fred Reedstone sprach sehr ruhig. Er berichtete von seiner Operation und erzählte noch mal alles, was er durchgemacht hatte. Er sprach von seinem Besuch bei Dr. Warlock und den Bildern, die er gesehen hätte, den Geräuschen und Worten, die er vernahm. Es waren Bilder aus einer anderen Zeit. Davon ging er nicht ab. »Bis vor wenigen Stunden wußte ich noch nichts Genaues mit meiner neuen

Gabe anzufangen«, fuhr er fort. »Die Operation hat eine Veränderung meiner Psyche und meines Geistes bewirkt, Cindy. Warlock scheint etwas vermutet oder vielleicht sogar erwartet haben, als er mich seinerzeit entließ und mich darum bat, mich von Zeit zu Zeit bei ihm vorzustellen. Aber offenbar hat er nicht mit dem gerechnet, was nun eingetreten ist. Ich bin nur ein Laie, ich kann das, was ich empfinde und glaube nicht wissenschaftlich begründen. Aber darauf kommt es mir auch gar nicht an. Mein Leben ist nach der Krankheit anders geworden. Es wurde bereichert. Die Operation hat mich zu einem anderen Menschen werden lassen. Ich fing an, das Dasein mit anderen Augen zu sehen. Aber das ist nur eine Randerscheinung. Das wichtigste sind die Gaben – oder vielmehr die eine bestimmte, die sich immer mehr entwickelte und mir immer klarer wird. Ich wurde mit neuen Präparaten behandelt, welche die Durchblutung förderten, welche spezifisch auf das Gehirngewebe einwirkten. Zellen, die verkümmert waren oder degeneriert – wurden mitbehandelt. Vielleicht war das eine Absicht Warlocks, vielleicht geschah es auch durch Zufall. Das interessiert mich nicht. Sicher bin ich mir mit folgender Annahme: In jedem Menschen sind jene Zellen vorhanden, aber eben verkümmert. Jeder verfügt über gewisse geistige Gaben, die er im Lauf seines Lebens mehr oder weniger weiter verkümmern läßt, – oder die er trainiert und entwickelt. Es gab immer Ausnahmen: erinnere dich an die Menschen, die behaupten, in die Zukunft sehen zu können; erinnere dich an die parapsychische Phänomene, die in einem Fernsehprogramm sogar untersucht wurden, erinnere dich an die Medien, die es gibt, die mit Verstorbenen in Kontakt treten können. Menschen aus Fleisch und Blut, die eine geistige Kraft beherrschen.« Er unterbrach sich und griff nach dem Glas, das Cindy Pearson mit zittriger Hand vollgeschenkt hatte.

Fred Reedstone nippte nur daran.

»Willst du damit sagen, daß du dich auf Grund der Veränderungen, die in deinem Hirn stattgefunden haben, unsichtbar machen kannst?« Sie hatte es eigentlich nicht so formulieren wollen, aber sie konnte nicht anders.

»Das trifft nicht die ganze Wahrheit. Bis zu meinem Besuch heute abend hier war ich nur Empfänger und konnte Dinge wahrnehmen, von denen ich wußte, daß es sie gibt, daß sie aber weit zurückliegen. Wenn ich nun darüber nachdenke, werden die Bilder und Empfindungen schwächer. Es ist, als würde man nach langer Zeit über eine schwere Krankheit nachdenken, die man irgendwann mal durchmachte. Man weiß: damals war das so und so gewesen, so und so hast du dich gefühlt, aber ganz kriegt man die Stimmungen und Gefühle doch nicht mehr zusammen. Und vielleicht ist das ganz gut so. So ergeht es mir nun schon mit den Bildern aus der Vergangenheit,

die ich vor wenigen Stunden noch detailliert Warlock vermitteln konnte. Aber was weiß ich jetzt von diesen Ereignissen? Es ist, als würde ich versuchen, einen Traum wiederzugeben, der mehr und mehr schwindet. Ich weiß etwas von einem Björn Hellmark, einem Mann, der an zwei Orten zur gleichen Zeit sein, der einen Doppelkörper aussenden kann und durch finstere Mächte in eine Falle gelockt wurde. Dieser Mann liegt begraben in einem Erdspalt, ich weiß nicht, ob er noch lebt. Das Erdbeben hat die Begleiter getrennt. In der Dunkelheit wurden sie wie von einer Riesenfaust durcheinandergewirbelt, sie haben sich verloren. Sie irren, wenn ich mich recht besinne, durch eine feindliche Welt, in der es Geister und Dämonen, Magier und Göttinnen, Ungeheuer und Helden gibt. Wovon wir in Sägen und Märchen gelesen haben, und was nie ein Mensch für voll genommen hat, hätte ich vor Stunden noch ganze Bände füllen können. Ich weiß um den Verrat von Kima, allerdings nicht, was aus ihm geworden ist. Und da war noch etwas anderes: eine junge, schöne Frau und ein Knabe. Auf der Suche nach der Stadt, in der sie Erlösung erhofft, bevor der Untergang fortschreitet. Ein Krieger nahm sich ihrer an, Throx. Er selbst war auf dem Weg ins Totenreich, um seine geliebte Viona zu befreien. Ob es ihm gelungen ist? Ich weiß es nicht welche Abenteuer und Gefahren diese Menschen in der Zwischenzeit bestanden haben und noch bestehen werden. Ich entferne mich immer mehr von ihnen. Es ist, als ob alles nur eine Episode war. Mein Geist kehrt nicht mehr in diese Ferne zurück, sondern taucht jetzt in einen anderen Zeitbereich, in dem ich zu Hause bin. Ich glaube, ich hielt es mal für wichtig, das Schicksal jener Menschen zu klären, und war auf irgendeine geheimnisvolle Weise mit ihnen verbunden. Bisher war nur mein Geist in der Lage, in die Vergangenheit einzutauchen. Doch was der Geist vermag, vermag auch der Körper, wenn der Geist stark genug ist. Ich kann jetzt auch meinen Körper in die Vergangenheit versetzen, Cindy. Ich war hier, in deiner Eigenzeit, runde drei Stunden vergingen – für diese drei Stunden ein Jahr zurück in der Vergangenheit und hielt mich mit Eliza in deren Zimmer auf. Wir haben miteinander geplaudert, gelacht, gescherzt und etwas getrunken.«

Cindy Pearsons Lippen zuckten. Sie wurde weiß wie ein Leintuch.

»Ich kann dir nicht glauben«, preßte sie tonlos und aufs äußerste erregt hervor. »Das alles hört sich so irrsinnig an. Das gibt es doch nicht!«

Er erhob sich kurzerhand. »Komm«, sagte er, sie am Handgelenk packend. »Ich will dir was zeigen. Es ist möglich daß ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt habe. Unser Hirn steckt voller Erinnerungen, Cindy. Von einer Sekunde zur anderen können wir die Bilder längst vergangener Tage vor unserem geistigen Auge

vorüberziehen lassen. Wir sehen Menschen vor uns, die schon viele Jahre tot sind. Aber in unserer Erinnerung leben sie weiter. Die Tatsache, daß das Hirn Erinnerungen speichern kann, ist praktisch eine Form der Zeitreise, der geistigen Zeitreise. Wenn man nun noch seine Zellen zwingen kann, diese Erinnerungen mitzumachen…«

»Hör auf, Fred! Ich dreh durch.«

Er nickte. Sie erreichten Eliza Pearsons Zimmer. Mit stummer Geste wies Reedstone auf die Liege und forderte Cindy zum Platznehmen auf.

Die Deckenleuchte brannte und tauchte das Zimmer in helles Licht.

Fred Reedstone nahm in einem der beiden altmodischen Clubsessel neben der Tür Platz und sagte: »Ich werde es dir demonstrieren. Ich weiß, daß ich es erneut schaffe, ohne mich besonders anstrengen zu müssen dabei. Du wirst mich in wenigen Augenblicken nicht mehr sehen können – und dennoch bin ich in diesem Zimmer.« Er deutete auf die Tür. »Du hast selbst gesehen, daß ich sie verschlossen und daß ich sogar noch den Riegel vorgelegt habe. Um hinauszukommen, müßte ich die Tür öffnen. Aber selbst das würdest du dann nicht mal wahrnehmen, weil dieses Öffnen vor einem Jahr geschieht – und nicht jetzt. Ich gehe ein Jahr zurück, Cindy. Es ist der gleiche Raum, die gleiche Jahreszeit. Draußen schneit es nur stärker. Ich bin mit Eliza allein im Zimmer. Ich verlasse die Zeit, Cindy, aber nicht den Raum. Laß dir das genau durch den Kopf gehen! Ich kehre zurück zu dem Zeitpunkt, der genau zwölf Monate zurückliegt, als Eliza noch lebte…«

Sie riß die Augen auf.

Träumte sie?

Freds Gestalt wurde zu einem Schemen und löste sich lautlos wie eine Geistererscheinung auf.

Sie hielt den Atem an und biß sich auf die Unterlippe, um nicht laut schreien zu müssen. Cindy spürte den Schmerz. Sie wußte, daß dies Wirklichkeit war.

Der Sessel vor ihr war leer.

Fünf Minuten vergingen.

Dann zeigten sich wieder verschwommen die Umrisse eines Körpers, der im Sessel entstand. Sekundenlang konnte die Beobachterin durch den nebelhaften Leib blicken und erkannte die großgemusterte Rückenlehne dahinter.

Einen Atemzug später saß Fred Reedstone wieder vor ihr, aus Fleisch und Blut, lächelnd und glücklich.

Er erhob sich.

»Du warst…« stotterte sie und brachte es nicht fertig, den Satz zu Ende zu sprechen.

»Ja, ich war bei Eliza.«

Auch Cindy Pearson erhob sich und ging Reedstone entgegen.

»Ich soll dich herzlich grüßen von ihr«, fuhr er fort.

Cindys Augen weiteten sich, und sie begriff, daß er die Wahrheit sagte. Es war etwas an Fred, was zuvor nicht dagewesen war.

Auf seiner Wange und seiner Oberlippe schimmerte es rosafarben mit einem Hauch Perlmutt.

Lippenstift…

Eliza hatte diese Farbkomposition stets bevorzugt getragen.

*

In der Vergangenheit…

Ein Mann schlug die Augen auf. Noch eben benommen und unsicher über seine Situation, begriff Björn von einem Augenblick zum anderen, was sich ereignet hatte. Die Augenblicke, da er unter Bewußtseinsstörungen litt, waren vorüber.

Björn richtete sich auf. Schlagartig wurde ihm seine Lage klar.

Er erinnerte sich ebenfalls ganz deutlich an seine Erlebnisse als Macabros.

Mit seinem Zweitkörper war er bereits im Reich der Toten gewesen und hatte ohne lange zu zögern einen Krieger unterstützt, der in die Fänge eines geflügelten Dämons geraten war. Bei einem zweiten Besuch, den er unbewußt mit seinem Doppelkörper Macabros dort machte, hatte er den Auszug der eilends zusammengestellten Armada der Totenbarken beobachten können.

Bis alle nach Xantilon geschleust wurden, würden Tage vergehen.

Er machte sich Sorge um die Freunde, während er in seinem unterirdischen Gefängnis erste Versuche unternahm, sich zu befreien.

Das war seine Situation: er lag in einem luftgefüllten Erdspalt, der wie in Stollen zu beiden Seiten weiterzuführen schien, wie er durch das Ausstrecken beider Arme festzustellen glaubte.

Da die Schwärze, die ihn umgab, jedoch absolut war, konnte er das nicht mit Sicherheit erkennen.

Wurzelwerk und Erdklumpen waren mit ihm in die Tiefe gerissen worden. Zum Glück hatten sie ihn nicht ernsthaft verletzt und auch nicht unter sich begraben.

Sein rechtes Bein lag unter der herabgebrochenen Erdschicht verborgen und er begann damit, die Brocken langsam abzuräumen und die Wurzeln beiseite zu werfen.

Für Bruchteile von Sekunden schaltete sein Erinnerungsvermögen wieder ab. Er ertappte sich dabei, daß er einen bestimmten Gedanken verfolgte, ihn aber nicht zu Ende denken konnte. Sein Schädel schmerzte; er tastete danach und fühlte die dicke Beule an seinem Hinterkopf.

Ein dumpfer, bohrender Schmerz, der einige Sekunden lang anhielt

– und dann wieder verschwand. Offenbar hatte er während des Sturzes in die Tiefe Berührung mit einem aus dem Erdreich herausragenden Stein gehabt. Die Beule und die blutverkrustete Wunde an seinem Hinterkopf ließen diese Vermutung zu.

Jetzt wußte er auch plötzlich wieder, welcher Gedanke ihm entfallen war.

Die Freunde!

Was war nach dem Erdbeben aus ihnen geworden?

Er erinnerte sich daran, daß im Augenblick der Erdöffnung ein zweiter Körper mit ihm in die Tiefe gestürzt war. Pepe war ganz in seiner Nähe gewesen, als die Ereignisse sich überstürzten.

Kalter Schweiß trat auf seine Stirn, und sein Herz begann zu pochen.

Hoffentlich war den anderen nichts passiert.

Er konzentrierte sich ganz auf die unmittelbare Aufgabe, die vor ihm lag und wichtig war.

Mit dem Schwert zerkleinerte er die Erdbrocken, die ihn noch an seiner Bewegungsfähigkeit hinderten. Es kostete ihm viel Kraft, und dabei merkte er erst, wie schwach er war, wie sehr ihn alles anstrengte. Er verspürte quälenden Durst; der Hunger nagte in seinen Eingeweiden, als hätte er seit Tagen nichts mehr zu sich genommen.

Er nahm mehrmals einen Anlauf, sein Bein freizubekommen, und es unter den Wurzeln hervorzuziehen. Es saß fest wie angewachsen.

Aus eigener Kraft schaffte er es nicht. Er brauchte Hilfe.

Aber es war niemand da, der ihm diese Hilfe hätte zuteil werden lassen. Er brachte sie sich selbst.

Er ließ seinen Doppelkörper entstehen. Unmittelbar vor ihm erstand aus einer feinstofflichen Substanz sein Ätherkörper und unterstützte ihn. Er konzentrierte sich auf Macabros und merke, wie schwer es ihm fiel, in der augenblicklich angespannten Situation den Doppelkörper zu erhalten. Das war ein untrügliches Zeichen dafür, daß er mit seinen körperlichen und geistigen Kräften haushalten mußte, daß er ziemlich am Ende war.

Er kam frei und löst Macabros sofort auf.

Langsam zog er sein Bein herum. Es schmerzte nicht mal, aber es fühlte sich taub an. Er begann es zu massieren.

Er erhob sich. Es fiel ihm schwer, auf den Beinen zu stehen, aber er biß die Zähne zusammen und hielt durch.

Er rutschte an der Stollenwand entlang, richtete seinen Blick in die Dunkelheit und rief nacheinander leise die Namen der Personen, mit denen er vor Eintritt des Ereignisses noch zusammen gewesen war.

Sein Rufen verhallte, es erfolgte keine Antwort. Er lauschte vergebens.

Da setzte er sich in Bewegung. Er humpelte, zog das nicht so recht

funktionierende Bein nach und hielt sich rechts.

Seine Vermutung erwies sich schon bald als richtig. Der Stollen war hoch genug, um einem aufrecht stehenden Menschen genügend Platz zu geben, und er führte wie ein Tunnel in eine ungewisse, dunkle Ferne.

Darauf hielt Björn Hellmark zu.

Immer wieder stolperte er. Wurzelstrünke ragten aus dem Boden. Dann waren da wieder kleinere oder größere Steine, über die er taumelte. Oder die er umgehen mußte.

Er hielt sich – sofern es möglich war – immer eng an der Wand. Dort fühlte er Stöcke, Wurzeln und Steine, Risse und Spalten, die manchmal so tief und breit waren, daß sein ganzer Arm darin verschwand. Mehr als einmal blieb er stehen. Seine Lungen keuchten. Durch die Bewegung verbrauchte er mehr Sauerstoff, und den gab es hier unten nur in beschränktem Umfang.

War aus diesem unterirdischen Gefängnis überhaupt ein Entkommen, fragte er sich zweifelnd.

Er hatte das Gefühl, seit Stunden unterwegs zu sein, auf der Suche nach einem Loch, einem Spalt, der an die Oberfläche führte.

Er taumelte weiter, stürzte erneut und rappelte sich auf.

Der Weg durch die ewige Nacht des unterirdischen Stollens zehrte an seinen Kräften.

Er mußte immer öfter Pausen einlegen, und als er wieder mal stolperte, blieb er keuchend liegen.

Die Sauerstoffknappheit machte sich bemerkbar. Sein Körper war in Schweiß gebadet, und sein zerrissenes Hemd und die aufgeschlitzte Hose klebten auf seiner Haut.

Hatte er einen Fehler begangen? Wäre es besser gewesen, vielleicht die andere Richtung einzuschlagen?

Er spielte mit dem Gedanken, erneut seinen Doppelkörper entstehen zu lassen und Macabros aktiv in das Geschehen einzuschalten. Bevor er weiterem Kräfterverschleiß ausgesetzt war, könnte er mit seinem Doppelkörper die unmittelbare Umgebung der sich wieder geschlossenen Erdspalte erkunden und herausfinden, ob es den erhofften Weg nach oben überhaupt gab. Aber er war nicht mal mehr imstande, diesen Gedanken auszuführen.

Wieder der dumpfe, pochende Schmerz. Björn Hellmark verzog sein verschwitztes, verstaubtes Gesicht und tastete nach der schmerzenden Stelle an seinem Hinterkopf.

Wieder waren die Gedanken weg, und eine Lücke klaffte in seiner Erinnerung. Es wurde ihm nicht bewußt, daß streckenweise sein Gedächtnis aussetzte.

Dann wieder war er voll da und forderte alles von sich. Sein Selbsterhaltungstrieb war stärker als die Schwäche.

Ein Gedanke hielt ihn aufrecht: das war kein normales Erdbeben gewesen und die Situation, in der er sich befand, war ebenfalls nicht normal. Finstere Mächte hatten eingegriffen. Dieser Stollen – warum war er nicht unter dem Druck der zusammenstürzenden Erdmassen eingebrochen? Weshalb gab es diesen Stollen, der ihm genügend Bewegungsfreiheit erlaubte?

Hellmark kam es vor, als hätte man ihm speziell diese Tortur zugedacht, um ihn zu quälen.

’Sie’ – das waren die Dämonen und bösen Geister dieser Welt – schickten nicht sofort den Tod wenn sie einen ihrer Feinde in die Fänge bekamen.

Quälen und Foltern – das war nur ein Teil der Gemeinheiten, die man in diesem Reich der Unsichtbaren auf Lager hatte. Björn kannte sich in ihrer Welt gut aus und wußte wie sie reagierten und was sie vorhatten.

Unwillkürlich tastete er nach seinem Schwert. Wenn es zu einem direkten Angriff durch die Dämonen kam, würde er sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Sollte es nur einer wagen, sich ihm gegenüberzustellen.

Wenn allerdings falsche Priester und Magier die das Volk absichtlich in die Irre führten, die das Gebot der Stunde nutzten, um ihre Macht auszubauen, die Kräfte weckten, welche von den Weisen einst zum Wohle und dem Frieden eines Volkes in die Verbannung geschickt wurden – wenn diese Priester und Magier die Elemente zwangen, dann allerdings konnte auch er wenig tun. Nichts daran ändern konnte er, wenn die Erde plötzlich zusammenbrach und ihn verschüttete. Dann nutzte ihm auch das magische Schwert nichts.

Voller Sorgen, Hoffnungen und Zweifel setzte er seinen Weg fort. Und mit einem Mal stutzte er.

Ein frischer Luftzug?

Hellmark glaubte zu träumen.

Er streckte seinen Kopf weit nach vorn.

Sauerstoff. Ja, das war frischer Sauerstoff.

Er taumelte, starrte nach oben – und sah die dunklen Ränder. Ein Krater! Der Kraterrand war keine drei Meter von ihm entfernt.

Er brach vorsichtig Erdschollen und Steine mit dem Schwert aus der Stollenwand, schichtete sie auf und arbeitete sich auf diese Weise in die Höhe, bis er den Kraterrand fassen konnte.

Er kroch ins Freie und blieb minutenlang erschöpft liegen.

Dunkler Himmel spannte sich über ihm, in der Ferne stiegen grotesk und bizarr zerklüftete Bergspitzen empor.

Er starrte in die Richtung und erinnerte sich, daß er dort – als Macabros – schon mal gewesen war. In den schwarzen Bergen lag das Reich der Toten, lag das Tor, das er passieren mußte. Dort hoffte er

die Freunde wieder zu treffen, nach denen er vergeblich Ausschau hielt.

Er erhob sich, taumelte durch die fremde, einsame Welt und war solange unterwegs, bis er erschöpft zusammenbrach und am Fuß eines knorrigen Baumes auf der Stelle einschlief.

Als er erwachte und sich ausgeruhter fühlte setzte er seinen Weg fort. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, und es interessierte ihn nicht. Wichtig allein war, daß er weiterkam und sein Ziel erreichte. Insgesamt zwei Tage war er unterwegs, die nur von kurzen Ruhepausen unterbrochen wurden.

Diese Pausen nutzte er auch zum Essen. Er erlegte mit dem Dämonen-Schwert ein kleineres Pelztier, das er schließlich an einer primitiven und rasch zusammengebauten Feuerstelle, an der er mit zwei Steinen Feuer schlug, röstete.

Das Fleisch war nicht besonders schmackhaft, aber er schlang es heißhungrig hinunter.

Auf dem Weg zu seinem Ziel in den Bergen hielt er immer wieder Ausschau nach den Begleitern. Aber er entdeckte nicht die geringste Spur von ihnen.

Die herrschende Ruhe und die Einsamkeit rundum gaben ihm zu denken. Nichts wies daraufhin, daß er beobachtet wurde, und irgendeine Gefahr auf ihn lauerte.

Aber es kam ihm doch so vor, als ob diese fremde Welt, in die das Schicksal ihn verschlagen hatte, den Atem anhalte.

War es die Ruhe vor dem großen Sturm?

Er beschleunigte seinen Schritt und fand, daß er schon zu lange unterwegs war.

War es den Dämonen und bösen Geistern gelungen, ihn aufzuhalten? Kam er zu spät, um die Abfährt der Totenbarken auch für sich zu nutzen?

Björn Hellmark passierte den vorderen Teil der Höhle und stieg die endlosen Stufen hinunter. Er überquerte weitere Brücken, die über schwarzes Wasser führten und unter brüchiges, wie Spinngewebe aussehendes Gespinst hinweg, in dem die vertrockneten Kadaver der Unglücklichen klebten. Sie konnten durch den lebensspendenden Geist der Herrscher des Totenreiches nicht mehr ins Dasein zurückgerufen werden. Ihre Seele, ihre Lebenskraft war von den Dämonen ausgesaugt worden.

Hellmark erreichte das Ufer mit dem dunklen Wasser.

Alles kam ihm so bekannt vor. Er war schon mal hiergewesen. Als Macabros. Und plötzlich entsann er sich, daß ihm dabei auch eine Barke aufgefallen war, in der ein Mann, eine gutaussehende junge Frau und ein etwa fünfjähriger Junge gesessen hatten.

Diese Frau und diesen Jungen hatte er schon mal gesehen. Auf

einem dreidimensionalen Bild.

Plötzlich funktionierte sein Gedächtnis wieder, und er fragte sich leicht irritiert, weshalb er durch seine Wahrnehmungen als Macabros nichts davon in seiner Erinnerung behalten hatte?

Stimmte etwas mit seinem Gedächtnis nicht mehr?

Diese Frau und dieses Kind – waren Amina und Taaro, Arsons Frau und Sohn, die der Mann mit der Silberhaut hier in der Vergangenheit der vom Untergang bedrohten Insel zu finden und noch zu retten hoffte?

Wenn Arson durch die unglücklichen Zwischenfälle daran gehindert worden war, dann war es Hellmarks vornehmste Pflicht, diesen Menschen zu helfen, und sie aus der gefährdeten Stadt zurückzuholen, wo Arson sie wiederzufinden hoffte.

Auf seiner Stirn bildete sich eine steile Falte.

Er war schon mal hiergewesen – nicht mit seinem Originalkörper, sondern als Macabros, und er erinnerte sich daran, daß zu jenem Zeitpunkt diese gigantische, unterirdische Tropfsteinhöhle anders ausgesehen hatte.

Die Barken fehlten!

Leer und ruhig lag das endlose dunkle Wasser vor ihm, und die Stalagmiten spiegelten sich darin.

Totenstille herrschte. Die Sphärenklänge waren verhallt.

Hellmark lief langsam am Ufer entlang.

Er war zu spät gekommen, und hatte den entscheidenden Anschluß verpaßt. Die Dämonen und bösen Geister, die ihn so oft bedrängten und deren größter Feind er war, schienen diesmal auf ganzer Breite ihren Sieg errungen haben, und sie führten ihm das gnadenlos vor Augen.

Wie jetzt nach Xantilon kommen?

Waren die Freunde inzwischen hier gewesen, konnte er noch mit ihrem Eintreffen rechnen? Auch das war eine Frage, die ihn quälte.

Er hörte das leise Plätschern. Hinter einem farbenschillernden Stein, der wie der Buckel eines urwelthaften Tieres aussah, glitt etwas Schwarzes auf ihn zu.

Er hielt den Atem an.

Eine Totenbarke!

Sie war bis auf den goldgekleideten Fährmann mit dem ungewöhnlichen Helm völlig leer. Kahl ragten die dünnen, schwarzen Masten empor, an denen die schweren Ketten hingen.

Der Fährmann stand aufrecht wie eine Statue. Sein ernstes, edel geformtes Gesicht war auf Hellmark gerichtet.

»Steig ein«, forderte ihn der Fährmann mit dunkler Stimme auf. »Ich werde dich an dein Ziel bringen. Die Weissagung der Propheten scheint sich zu erfüllen, denn es steht geschrieben: Einer wird

kommen, dessen Haar hell ist wie das Licht der Sonne. Er wird darauf warten, daß man ihn nach Xantilon bringt. Und er wird das magische Schwert bei sich haben, das älter ist als das Reich der Toten und Xantilon, die Insel der Magier und Zauberpriester. Er wird in die Barke steigen, und ich werde ihn fragen: sag mir deinen Namen – und er wird diesen Namen nicht mehr wissen.«

Leise hallte die Stimme durch die unendliche Halle.

Björn hörte die Worte, aber er begriff erstaunlicherweise nicht mehr deren Sinn, obwohl er sein Hirn zermarterte und Klarheit zu gewinnen suchte.

Ein Moment der Angst stieg in ihm auf.

Etwas stimmte mit seinem Gedächtnis nicht!

Aber da war der Zweifel auch schon wieder vorüber, und er tat, was er glaubte tun zu müssen.

Er stieg ein, ging in die Hocke, und klammerte sich an einem der drei Masten fest.

»Sag mir deinen Namen«, forderte der Fährmann ihn auf und vernahm die Stimme wie aus weiter Ferne. Dunkle, tiefliegende Augen blickten ihn an.

»Meinen Namen?« murmelte Hellmark und dachte scharf nach. Da war er wieder, dieser dumpfe, pochende Schmerz, der sich in sein Hirn krallte und ihm fast die Besinnung raubte. »Ich kenne meinen Namen nicht.«

Der Alte mit dem weißen Bart und dem schlohweißen Haar nickte. »So werden sie dich nennen. Kaphoon – den Namenlosen. Die Prophezeiungen der Weisen gehen in Erfüllung – Xantilon wird untergehen! Kaphoon ist gekommen!«

Den Worten nach zu urteilen, mußte ein Außenstehender denken, daß Hellmarks Auftauchen in dieser Zeit und die mysteriösen, unheimlichen Vorgänge auf der Insel unabänderlich miteinander verbunden waren, daß seine Ankunft aus der Gegenwart, sein Kommen aus dem Jahr 1974 das für diese Menschen fernste Zukunft war, alles ausgelöst oder verschlimmert hatte. Aber man mußte auch die feinen Untertöne hören.

So etwas wie Hoffnung und Zufriedenheit schwang in der Stimme des alten Fährmanns mit.

*

Die Barke glitt lautlos wie ein Schatten durch die phantastische Höhle, die den toten Helden Xantilons bis zu dieser geheimnisvollen Stunde Sicherheit geboten hatte und Aufenthaltsort gewesen war.

Dunkelrot schimmerte das Wasser, als wäre hier das vergossene Blut von Millionen Kämpfern gesammelt worden.

Der Fährmann steuerte die Barke sicher durch das Labyrinth der Gänge und Durchlässe. Er sprach kein Wort.

Auch Björn Hellmark sagte nichts.

Das alles erinnerte ihn an einen phantastischen unwirklichen Traum.

Und wie im Traum auch verging die Zeit, waren Zeit und Raum auf eine mysteriöse Weise aufgehoben und wurden ihm nicht bewußt.

Er konnte nicht sagen, wie lange die Fahrt durch das dunkle, stille Labyrinth dauerte.

Es war ihm, als würde er schweben.

Er fiel in einen tiefen, erholsamen Schlaf, schreckte plötzlich auf – und war am Ziel. Gleichzeitig spürte er die alte Kraft in seine Muskeln zurückkehren.

Wie eine Kuppel wölbte sich über ihm der regenbogenfarbene Durchlaß, hinter dem sich das Meer ausdehnte.

Hellmark glaubte, durch einen farbenprächtigen Gazeschleier zu blicken.

Er befand sich auf der Schwelle des Totenreiches zur Welt der Lebenden. Eine Bucht, sanfte Hügel, darin eingebettet die legendäre Stadt…

Xantilon!

Die Barke stieß durch den nebelgleichen Vorhang.

Hellmark erfaßte noch die Umgebung. Die Bucht voller schwarzer Barken. Die meisten schaukelten leer am ufernahen Rand oder schwammen draußen auf der See, ohne daß jemand sich noch um sie kümmerte.

Und es war, als hätte es nur dieses Augenblicks bedurft, als hätten die lauernden Mächte nur noch auf seine Ankunft gewartet.

Von einem Atemzug zum anderen brach das Chaos los.

*

Ein Blitz spaltete den düsteren Himmel, der sich dräuend über der Stadt spannte.

Die schummerigen Berge im Hintergrund glühten in violettem Schein und schienen sich gleichzeitig aufzublähen.

Ein dumpfes Grollen, das zu einem ohrenbetäubenden Krachen anschwoll, lief durch den Himmel, durch die Erde – und das Meer, auf dem Millionen von Barken schwammen, daß es aussah, als ob das Wasser bis zum Horizont mit diesen schaukelnden Gefährten besät sei.

Flammenzungen leckten über den Himmel, ein unheimliches Rauschen erfüllte die Luft und mischte sich mit den Schreien der Menschen, die aus den Häusern stürzten, hinaus auf die Straße rannten und aus der bebenden Stadt zu entkommen versuchten. Ganze

Gebäude legten sich quer. Die Erde riß auf, Feuerzungen leckten zischend und qualmend aus der Tiefe, als ob die Hölle selbst ihre Pforten öffne.

Das Wasser schäumte, titanenhafte Wellenberge entstanden, brachen über den schwarzen Barken zusammen, und zerschmetterten sie.

Menschen und Planken, lange Stangen und goldene Helme wurden durch die Luft gewirbelt.

Die unübersehbare Zahl der zurückgekehrten Helden bildete eine schwarze Mauer aus Leibern, die sich in der gewaltigen Bucht verteilt hatte, den Weg in die Richtung der violett glühenden und blitzenden Berge eingeschlagen hatte.

Dort hinten, so hatte es immer geheißen, würde das Heer der Dämonen sich formieren, um die Stadt zu Fall zu bringen.

Irrglaube!

Die Dämonen tauchten gar nicht auf.

Die Schwarzen Priester, die sich im Zug einer langwierigen Entwicklung aus der Kaste der Weißen Priester lösten, hatten die falsche Nachricht in die Welt gesetzt.

Es war den Weisen nicht gelungen, dieses Täuschungsmanöver zu durchschauen – und die frühzeitig aus dem Totenreich Zurückgekehrten wurden auf direktem Weg in die Falle geschleust, aus der es kein Entkommen mehr gab.

Die Elemente spielten verrückt!

Himmel und Erde und die Wasser bebten, und die Schreie der Sterbenden und Verletzten mischten sich unter das Zischen und Brausen und Tosen.

Schicksale erfüllten sich…

*

Eines davon war das Schicksal Arsons, des Mannes mit der Silberhaut.

Er befand sich mitten im Chaos, mitten in der Stadt, in der Erdstöße auf Erdstöße erfolgten, wo ganze Mauern aus Häusern herausgerissen wurden und krachend zusammenstürzten.

Nachdem er durch die Ereignisse in der Nähe des Hauses des falschen Propheten von den Freunden getrennt worden war und er sie trotz aufmerksamen Suchens nicht gefunden hatte, machte er sich auf den Weg in das Totenreich, wo er den Auszug der Barken miterlebte und sich kurzerhand anschloß. Er erreichte Xantilon und setzte auch hier seine Suche fort.

Und nun riß ihn der Strom der Ereignisse mit.

Der prophetische Traum den er gehabt hatte erfüllte sich in allen

Einzelheiten.

Das Bild der untergehenden Stadt, die flammenden, himmelspaltenden Blitze, die fliehenden Menschen, die voller Panik aufs freie Land stürzten oder ins Meer liefen, dort wurden sie von den brüllenden Wogen wie lästige Insekten weggespült oder gegen die Felsenbucht, gegen die umkippenden Barken, gegen Masten und Mauern geschleudert und kamen elend um.

In all dem Wirbel, dem Durcheinander, der Hektik sah Arson seine Familie.

Auch Amina und Taaro befanden sich im Strom der Flüchtlinge.

Die Frau konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Sie hatte den Knaben an ihre Brust gepreßt, taumelte vorwärts und fiel immer mehr ab. Nur fünfzig Meter von ihr entfernt brach wie bei einer Explosion ein schlanker graziler Turm zusammen und wirbelte eine gewaltige Staubwolke auf die sich mit den tiefhängenden brodelnden Wolken vermischte.

Arson jagte in langen Sätzen nach vorn. Sein Herz schlug wie rasend, und der Schweiß perlte von seiner Stirn.

»Amiiinnnaaa!« brüllte er, den hoffnungslosen Versuch unternehmend, dieses Inferno mit seiner Stimme zu durchbrechen.

Feuer prasselten, die Erde krachte laut. Steine und Menschen regnete es vom Himmel.

Arson fühlte die Wellenbewegung unter seinen Füßen und machte geistesgegenwärtig einen Sprung nach vorn. Keine Sekunde zu früh! Zischend und dampfend brach ein Geysir aus der Erde und stieg steil in den zitternden Himmel, in dem der Donner grollte, der nicht enden wollte.

Arson spurtete los. Er lief über die holprige Gasse und war ganz am Ende des Flüchtlingsstroms.

Hinter ihm kam nichts mehr. Die Häuser und Gassen waren leer. Tot, mit zerschmetterten Gliedern oder von der aufbrechenden Erde wie vom Maul eines Ungeheuers verschlungen, lagen die Menschen herum.

Amina brach zusammen. Ein plötzlicher Schwächeanfall überkam sie.

Instinktiv griff sie nach den Ästen eines schräg aus der sich schüttelnden Erde ragenden Baumes und suchte Halt fand ihn aber nicht. Der Baum kippte nach vorn, und Amina und Taaro stürzten.

Da war Arson heran.

»Amina!« entrann es seinen Lippen.

Sie zuckte zusammen und warf den Kopf herum.

»Arson… du?« Kaum verständlich klangen ihre Worte. Ihre Lippen zuckten. Tränen rannen über ihre Wangen.

Aber da blieb keine Zeit zum Verweilen, diesen großen Augenblick

des Wiedersehens zu genießen, miteinander zu sprechen und Erklärungen zu geben.

Die Situation erforderte Handeln.

Taaro völlig verstört, mit rotgeränderten Augen, konnte die Anwesenheit des Vaters nicht begreifen.

Arson riß Amina in die Höhe, zog auch Taaro empor und lief mit seiner Last kurzentschlossen den Weg zurück, den er gekommen war. Feuerbrünste brachen aus. Mit den Augen nahm er wahr, daß Menschen anderen Menschen zu Hilfe eilten und jeder mit sich selbst beschäftigt war.

»Zum Meer«, rief Arson denjenigen zu, die verzweifelt nach einem Ausweg aus diesem Inferno suchten. »In die Barken! Sucht das Reich der Toten auf! Dort seid ihr sicher!«

Das nahm er an. Noch immer bestand die schützende Grenze zwischen dem Reich der Lebenden und dem der Toten. Noch hatten die Schwarzen Priester und die schrecklichen, von ihnen geweckten Kräfte nicht alles unter Kontrolle. Es war ihnen gelungen, das Chaos perfekt zu machen. Die eingeschleusten Krieger wurden zum Großteil durch die Wucht der Elemente vernichtet, andere erkannten die Situation, suchten ihr Heil in der Flucht und wollten die Barken unter Kontrolle bringen. Gegen die Elemente konnte man nicht mit Speer und Schwert zu Felde ziehen. Die waren hier fehl am Platz.

Arson erreichte die Bucht und watete mit seiner Last ins Wasser. Nur der Gedanke daran, daß jetzt alles von ihm abhing, daß Amina und Taaro verloren waren, wenn er schlapp machte, hielt ihn noch auf den Beinen. Eine ungeheure Willenskraft trieb ihn vorwärts.

Das aufgepeitschte Wasser warf Ertrunkene ans Ufer, zerschmetterte Barken und gebrochene Masten.

Arson fand auf Anhieb eine Barke, die auf den Ufersand gespült worden war. Er setzte Amina hinein, Taaro krabbelte von selbst zum Bug vor.

Arson stieß die Barke mit kraftvollem Schwung in das schäumende Wasser, griff nach einem abgeknickten Mast, der wie eine starre Schlange durch das Wasser stieß, und stemmt sich gegen die Macht der Windböen und Wellen. Was er versuchte, war mehr, als ein Mensch unter normalen Bedingungen leisten konnte. Aber das hier waren keine normalen Bedingungen, und Körper und Geist wurden bekanntlich in Augenblicken der Not und Gefahr zu Höchstleistungen angespornt.

Nur wenige Barken waren auf dem Weg zum Eingang des Totenreiches, der hinter den wabernden, schillernden Nebeln lag.

Viele Boote kenterten, viele Krieger und Flüchtlinge ertranken.

Arson war in diesen Sekunden weniger als hundert Meter von Björn Hellmark entfernt, dessen Boot von einem Brecher erfaßt und

auf den Wellenberg getragen wurde.

Tosend warf die Welle den Fährmann und Hellmark an Land.

Von all dem bekam der Mann mit der Silberhaut in dem allgemeinen Durcheinander nichts mit.

Er tauchte in den Nebel, und von einer Sekunde zur anderen umgab ihn Stille und Frieden, war das Wasser glatt, und er konnte die Barke ohne größere Mühe durch den Regenbogendurchlaß steuern.

Erschöpft stützte Arson sich auf den Stab, und man sah ihm an, daß er am Ende seiner Kräfte, aber glücklich war.

Durch den regenbogenfarbenen Nebelvorhang, der immer weiter hinter ihnen zurückblieb erkannte er nichts mehr von dem, was sich dort auf der anderen Seite abspielte.

Die entfesselten Elemente reichten noch nicht aus, auch das Reich der Toten, das anderen Gesetzen der Physik unterstand, zu erschüttern.

Aber auch dazu würde es noch kommen. Das Chaos da draußen war erst der Auftakt.

Er nahm Amina und Taaro in die Arme. Er wollte etwas sagen, aber dann blieb er doch still, lauschte dem schnellen Schlagen des Herzens seiner Frau und schloß die Augen.

Er hatte sie beide wieder, Amina und Taaro.

»Ich werde euch sicher zum Zeitschiff geleiten«, sagte Arson nach einer kleinen Weile. »Und dann wird es nicht mehr lange dauern, bis wir alle wieder in unserer Heimat zurück sein werden.«

*

Hellmark flog wie ein Stein durch die Luft.

Er klatschte auf das Wasser, daß die Fontänen spritzten. Er registrierte noch die Nähe eines zersplitterten schwarzen Mastes und riß instinktiv den Kopf herum. Aber er konnte nicht mehr ausweichen.

Hart schlug er gegen den Mast und traf genau die Stelle, wo er sich schon mal verletzt hatte. Die bereits verkrustete Wunde platzte erneut auf, und Blut sprang hervor. Wie ein Pfeil bohrte sich der Schmerz in sein Gehirn, und er schüttelte sich unwillkürlich, als ob er ihn dadurch verlöre.

Der Schmerz schwand tatsächlich. Aber der erneute Schlag gegen seinen Kopf verursachte, daß die Lücke in seinem Gedächtnis noch größer wurde. Die abermalige Gehirnerschütterung löschte einen Teil seiner Erinnerungen aus.

Davon merkte er nichts.

Er tauchte ins Wasser, schraubte sich wieder in die Höhe und fühlte sich körperlich kräftig genug, das Ufer anzuvisieren.

Dort tauchte er auf und lief zwischen zerschmetterten Barken,

rauchenden Trümmern und Toten weiter der Stadt entgegen.

Zu diesem Zeitpunkt legte sich der Sturm der entfesselten Elemente. Blitz und Donner ließen nach, das Zittern der Erde, die Wellenberge flachten ab.

Nur noch vereinzelt stürzten baufällige Gebäude zusammen.

Hellmark stand vor einer breiten Straße, die einst kerzengerade in die Stadt geführt hatte. Sie war übersät von rauchenden Trümmern, von stinkenden Schlammbergen und schäumendem Wasser, das aus zerstörten Rohrleitungen gurgelte.

Er erblickte am anderen Ende der Straße einen leicht nach vorn geneigt gehenden Mann, der etwas auf den Armen trug.

Dort erfüllte sich das Schicksal eines anderen Paares.

Das Schicksal von Viona und Throx!

Throx, der Krieger, blickte aus Augen, die hart waren wie Kristalle, geradeaus. Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt.

Wie in Trance setzte er seinen Weg durch die zerstörte Stadt fort, in der kein Haus mehr erhalten war und sich kein Leben mehr zeigte. Heiß und trocken fegte der Wind über die rauchenden Trümmer und ertönte aus der Ferne ein Klagen und Wimmern, als würden die Überlebenden den Verlust ihrer Toten beklagen.

Er lief wie ein Roboter weiter. Viona lag auf seinen Armen und er spürte ihr Gewicht schon nicht mehr. Ihr schönes Gesicht schien wie aus besonders zartem Marmor gearbeitet. Lang wie ein Schleier wehte das Haar hinter dem Kopf, der leicht nach hinten gebeugt auf seinem Unterarm ruhte.

Vionas Gewand war zerrissen, an mehreren Stellen ihres Körpers zeigten sich blutende Stellen. Risse und breite, klaffende Wunden. Sie war unter einen Steinhagel geraten und dabei getötet worden, noch ehe Throx hilfreich in der allgemeinen Aufregung herbeieilen konnte.

Was er gefunden hatte, war ihm wieder genommen worden.

Er konnte nicht damit rechnen, Viona noch mal zurückzubekommen. Mit dem Sturz Xantilons würde sich auch im magischen Reich der Toten einiges ändern. Dort würden Stille und Frieden wahrscheinlich nur noch kurze Zeit herrschen.

Er ging die Straße entlang und sah und hörte nichts mehr. Seine Gedanken waren bei der toten Geliebten, die er am Rand der Stadt begraben wollte.

Das Schicksal hatte sein Leben geschont. Das bedachte er gut. Er wollte es nutzen und die Kräfte bekämpfen, die Vionas Leben ausgelöscht hatten.

*

Es ging alles besser, als er selbst erwartet hatte. Aus eigener Kraft

kamen sie durch das Reich der Toten, passierten die Totengrüfte und gelangten über viele Brücken und Stufen hinweg, zurück in die Freiheit. Noch mal lag ein harter Weg vor ihnen. Aber auch das schafften sie. Es kam zu keinerlei Zwischenfällen. Die Dämonen und alle Kräfte des Bösen, die sich vereinigt hatten, waren geschlagen.

Sie erreichten das Zeitschiff.

Schon von weitem erkannte Arson, daß dort etwas passiert sein mußte. Die blanken, weißen Knochen eines Menschen lagen da, und hoch oben in den Lüften kreisten die geierartigen Todesvögel.

Der Eingang zum Schiff stand offen.

Hoffnung erleichterte Arsons Herz. Die Freunde hatten dennoch hier Unterkunft gesucht.

Um so schlimmer war das Erwachen, das ihn traf.

Die Anlagen und Armaturen zerstört! Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß er hier aus eigener Kraft nur wenig ändern konnte.

Amina schrie leise auf.

»Wer konnte nur so etwas tun?«

»Einer, der sich in die Irre führen ließ«, murmelte Arson ernst, der langsam ahnte, was hier geschehen war. Er atmete tief durch, nahm Amina und Taaro in die Arme und fuhr fort zu sprechen: »Aber wir wollen nicht traurig sein. Wir wollen froh darüber sein, daß wir wieder zusammen sind. Hier im Schiff sind wir sicher vor den waltenden Kräften des Bösen. Sie können uns nichts anhaben. Sie lauern allerdings ständig um uns herum. Wir müssen abwarten, was die Zukunft uns bringt. Im Augenblick können wir nichts anderes tun als abwarten und hoffen, daß eine Patrouille, welche die Zeiten durchstreift, uns vielleicht hier doch mal findet. Vielleicht hat diese Prüfung aber auch ihr gutes, Amina. Noch ist das Schicksal der Männer, die mich hierher begleiteten, ungewiß. Das Warten gibt mir die Zeit, mich um sie zu kümmern und herauszubringen, was aus ihnen geworden ist.«

*

Trüber Nachmittag.

Die Schneeflocken tanzten vor dem Fenster, wurden von der warmen Scheibe aufgesaugt und schmolzen.

Cindy Pearson starrte in den grauen Himmel, der voller Schnee hing.

Es klingelte. Sie ging hinaus in den Korridor, hob den Hörer der Sprechanlage ab und erfuhr, daß zwei Männer – ein gewisser Dr. Warlock und ein anderer namens Jackson – Einlaß begehrten.

Sie ließ die Herren zu sich in die Wohnung, und aus Warlocks Mund erfuhr sie, daß der Gehirnchirurg seit drei Tagen vergeblich

versuchte, Fred Reedstone zu erreichen. Daraufhin hatte er Recherchen unternommen und herausgefunden, daß Reedstone sehr oft in diesem Haus hier verkehrte, als seine Freundin noch lebte.

Er hoffte, ihn hier zu finden. Eine dringend notwendige Untersuchung Reedstones sei erforderlich, um ihn vor Irrsinn und Verfall zu schützen. Ob Reedstone sich in der Wohnung aufhalte?

»Schon möglich. Wir können nachsehen.« Cindy gab sich sehr selbstsicher, und Warlock erfuhr die merkwürdige Geschichte von der Zeitreise, die Reedstone gemacht hatte. Die Tatsache, daß Cindy Pearson so genau über alles Bescheid wußte, verlieh Warlock den Mut, auch über Detailfragen zu sprechen, die Reedstones Verhalten anläßlich seines Besuches bei ihm und sein Krankheitsbild anbelangten.

Cindy Pearson sagte zunächst nichts. Sie führte die beiden Besucher in Elizas Zimmer. Das war fein säuberlich aufgeräumt.

»Fred ist hier, seit drei Tagen schon, Doktor. Er ist seither nicht wieder aufgetaucht. Unten vor dem Haus steht sein Wagen. Fred Reedstone ist in der Vergangenheit bei Eliza geblieben. Ich glaube ihm, denn ich habe es selbst erlebt. Er hat mir auch über die Menschen erzählt, die er in einer noch ferneren Vergangenheit gesehen hat, und an deren Schicksalen und Abenteuern er für kurze Zeit lebhaften Anteil nahm. Vielleicht kommt Fred Reedstone mal zurück – aus Elizas Zeit oder aus der anderen Vergangenheit, in der das Schicksal Vionas und Throx', das Aminas, Taaros und Arsons sich erfüllen. Vielleicht erfahren wir dann auch, was aus Rani Mahay, aus einem kleinen Jungen namens Pepe und aus Björn Hellmark geworden ist, Doktor Warlock. Seit Fred sich mir anvertraut hat, weiß ich, daß in dieser Welt nichts unmöglich ist…«

*

Er stand auf einem Hügel, den die Erderschütterung aus dem Boden geschoben hatte, und erkannte die Rauchfahnen und die langsam verlöschenden Feuer.

Der Brandgeruch lag noch immer in der Luft.

In der Ferne waren die violetten Berge, aus denen die schrecklichen Gewitter kamen.

Ein Mann, groß, blond, mit breiten Schultern und dem verwegenen Gesicht eines jugendlichen Abenteurers, der genau wußte, was er wollte, stand auf diesem Hügel.

Dieser Mann war Björn Hellmark alias Macabros.

Aber das wußte er nicht.

Er wußte nicht, woher er kam, wohin er wollte und wer er war.

Er wußte nur eins: Er war Kaphoon, der Namenlose, und seine

Bestimmung war es, die Dämonen und bösen Geister dieser Welt aufzuspüren und zu vernichten.

Ein erster, großer Schlag hatte diese Welt aus den Reichen jenseits aller Vernunft, aus dem Reich der dunklen Mystik, getroffen.

Die Stadt Xantilon existierte nicht mehr. Das war die Vorstufe des Untergangs. Eine ganze Insel sollte folgen.

Seltsam! Das alles wußte er…

Er setzte sich in Bewegung, die Augen auf die grotesken, in einem unheimlichen Violett glühenden Berge gerichtet.

Björn Hellmarks Schicksalsweg in einer anderen Zeit als Kaphoon begann.

ENDE